

# Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 15.

1883

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

## Vom Baume der Erkenntnis.

Von J. B a d e c h.

(7. Fortsetzung.)

### VIII.

Auch zwischen den Eheleuten war es mittlertweile zu einer heftigen Auseinandersetzung gekommen. Dora hatte einen der Armleuchter ergriffen, die auf dem marmornen Kaminsims standen, und war im Begriff, sich in ihr Zimmer zurückzuziehen, als Georg, der bis zu diesem Augenblick mit unruhigen Schritten das Zimmer durchmessen hatte, plötzlich vor seiner Frau stehen blieb und ihr den Leuchter aus der Hand nahm.

„Verzeih,“ sagte er nachlässig und sah sie an. „Ich habe mit dir zu sprechen.“

Sie blieb stehen. Es war ihr nicht entgangen, daß eine tiefe Gereiztheit sich hinter der scheinbaren Nachlässigkeit seiner Worte verbarg. Und bei dem tiefen, unverföhllichen Haß, den sie gegen ihren Gatten empfand, schrak sie nicht davor zurück, ihn durch ihre spöttische Ruhe noch mehr zu reizen.

„So spät noch?“ warf sie ein, während sie sich müde in einen Sessel gleiten ließ und die blonden Locken mit einer anmutigen Neigung des schönen Kopfes zurückwarf. „Ich bin sehr müde. Es wäre jedenfalls menschenfreundlicher gewesen, wenn du diese interessante Besprechung auf morgen verschoben hättest.“

Er sah zornig auf sie nieder, die seinen Blick lächelnd erwiderte. Er wollte heftig antworten. Dann schien er sich eines Besseren zu besinnen. Er fuhr sich mit der Hand durch den dunklen, wohlgepflegten Bart, der sein schönes Gesicht umrahmte, und lehnte sich gleichmütig an den Tisch. Dann kreuzte er die Arme über der Brust.

„Du weißt, liebes Kind,“ fing er so ruhig an, als berühre ihn das, was er ihr zu sagen im Begriffe stand, nicht sonderlich tief, „daß ich dir von jeher in deinen Vergnügungen und deinem Verkehr die vollste Freiheit ließ. Ich bin nicht der Ansicht, daß Eheleute sich aus purer Sentimentalität das bißchen Freiheit noch verkümmern müssen, daß ihnen die leidige Sitte kümmerlich genug zugeteilt hat. So war es mir auch immer sehr gleichgültig, wer aus deinem Hofstaat sich vorübergehend deiner Gunst erfreute, vorausgesetzt, daß du mich nicht dabei kompromittirtest und die Rücksichten beobachtetest, die eine verheiratete Frau ihrem Manne schuldig ist. Nun möchte ich dich indes in

aller Entschiedenheit darauf hinweisen, daß dein vertraulicher Verkehr mit dem jungen Menschen, mit welchem ich dich heute in einer idyllischen Schäferstunde überraschte, an deren Nachwirkungen Ihr den Abend über auffallend laborirtet, mir nicht gefällt. Ich liebe es nicht, was mir gehört, mit andern zu teilen.“

Dora hatte sich zurückgelehnt und schien die Spitze ihres kleinen Fußes aufmerksam zu betrachten. Eigentlich war sie neugierig, wohin ihr Mann mit seinen Worten, mit der wunderlichen Art und Weise, wie er das, was er ihr zu sagen hatte, einleitete, zielte. Sie hatte mit einer heimlichen Schadenfreude die ungewöhnliche Erregung ihres Mannes wahrgenommen und war durch die Anwandlung von Eifersucht, die er nun plötzlich an den Tag legte, nicht wenig belustigt. Als sie dann aus seinen Worten ersah, wem dieser Ausbruch eifersüchtiger Laune galt, war sie so verwundert, daß sie sich heimlich fragte, ob sie auch recht gehört und ihr Mann wirklich von dem jungen Referendar eine Gefahr für den Frieden ihrer Ehe erwarte. Doch lag es, in ihrer Gleichgültigkeit gegen die Empfindungen ihres Mannes, gar nicht in ihrer Absicht, seine Aufregung zu beschwichtigen, wie sie es mit wenigen wahrheitsgetreuen Worten hätte tun können.

„Eine Eifersuchtszene zwischen uns beiden — wie geschmacklos,“ sagte sie kühl und sah ihn mit einem leisen, höhnischen Lächeln an, das nicht geeignet war, seine Gereiztheit zu vermindern. — „Ich habe Richard sehr lieb und sehe nicht ein, weshalb deine veränderten Gefühle gegen ihn unsern warmen, freundschaftlichen Verkehr stören sollten. Die äußern Rücksichten, die meine Stellung mir auferlegt, habe ich jederzeit beobachtet und denke dies auch in Zukunft zu tun. Das andere ist meine Sache.“

Er beugte sich in hellem Zorn zu ihr nieder und faßte ihre Hand.

„Es ist nicht klug von dir, mich so zu reizen,“ sagte er mit unterdrückter Heftigkeit. „Du bist meine Frau. Und wenn die Rücksicht, mit welcher ich dich so lange gewähren ließ, dich kühn gemacht hat, so sollst du es von nun an erfahren, daß ich dein Herr bin und du dich meinem Willen fügen mußt.“



Sie hatte mit einer geschmeidigen Bewegung seine Hand abgestreift und stand ihm gegenüber mit flammenden Augen und trotzig aufgeworfenen Lippen. Alles Licht fiel auf ihr schönes, bleiches Gesicht, das von einer gewaltigen Energie belebt war, und ihre stolze Gestalt, deren herrliche Formen sich in der schmucklosen Trauerkleidung scharf von dem rotglühenden Hintergrund abgrenzten. Nun lachte sie höhnisch auf, ein helles, scharfes Lachen, das unheimlich durch den stillen Raum erklang.

„Die Nachsicht, mit welcher du mich gewähren liehest!“ wiederholte sie und sah ihn verächtlich an. „Glaubst du, es stünde in deiner Macht, meinen Weg zu kreuzen? Wenn ich so lange neben dir dahinlebte und mein Leben vergeudete in kleinlichen Empfindungen, die niemandem Vergnügen bereiteten und am wenigsten mir selbst; die mir, der Glücklichen, Vielbenedicten, hinweghelfen sollten über das trostlose Bewußtsein eines verfehlten Lebens, anstatt in der leidenschaftlichen Liebe zu einem Manne mein besseres Selbst wiederzufinden, das ich in der Nichtigkeit meines Daseins täglich zu verlieren fürchten muß; glaubst du, daß es an meiner größeren Sittlichkeit lag, daß der Glaube an die Giltigkeit, die Gerechtigkeit der Grundsätze, auf denen unsere Ehe, unsere moderne Ehe beruht, schuld war, wenn ich nicht fiel wie die andern? Ich habe ihn gesucht, den Mann, den ich von ganzer Seele hätte achten und lieben können, der meinem beleidigten Stolz, meinem leidenschaftlichen Bedürfnis nach Glück genügt hätte — ich suche ihn noch heute, obschon ich die Hoffnung aufgegeben habe, ihn je zu finden. Und glaubst du, daß ich ihn von mir gelassen hätte; daß ich aus sklavischem Gehorsam gegen Sitte und Gesetz ihn von mir gestoßen und mich zahmen Sinnes begnügt hätte mit dem Bewußtsein erfüllter Pflicht — wenn mir das Glück zuteil geworden wäre und ich den Mann gefunden hätte, den ich mit aller Kraft meiner Seele erföhne? Ich müßte mich verachten, wenn ich feige genug gewesen wäre, den Augenblick vorübergehen zu lassen, nach dem ich dürste.“

Er war sehr bleich geworden und die Linke, die er auf den Tisch gestützt hatte, zitterte leicht. Doch verwandte er keinen Blick von dem Antlitz seiner Frau, das in seiner leidenschaftlichen Erregung von hinreißender Schönheit war.

„Ein eigentümliches Bekenntnis, das du mir mit deinen Worten ablegst,“ fing er an und brach ab, um die Aufregung zu verbergen, die seine Stimme verschleierte. — „Klingt es doch fast wie ein Vorwurf aus deinen Worten heraus — ein Vorwurf gegen mich, der ich es nicht verstanden habe, dir das Glück zu geben, nach welchem du verlangst. Verzeih die Worte, die ich vorhin gesagt. Ich fühle es jetzt selbst, wie lächerlich der Argwohn war, den ein eifersüchtiger Groll mir eingegeben hat.“

Er hatte die letzten Worte sehr leise gesprochen, seine Augen, die sich tief in die ihren senkten, hatten einen weichen, einschmeichelnden Glanz — sein ganzes Wesen atmete eine bescheidende Liebenswürdigkeit. Nun trat er nahe an sie heran und wollte sie an sich ziehen. Sie wich vor seiner Berührung zurück.

„Daß das,“ sagte sie herb. „Du weißt, ich hasse jede Sentimentalität.“

Dann mußte sie es doch geschehen lassen, daß er sie küßte.

„Gute Nacht, kleine Spröde,“ sagte er spottend, ehe er das Zimmer verließ. „Träume süß von dem Ideal, das du in diesem Leben wohl schwerlich finden wirst. Vielleicht bist du im Traume glücklicher!“

Als sie allein war, warf sie sich mit einer leidenschaftlich ungestümen Bewegung in den Sessel und saß dort lange Zeit mit geballten Händen und fliegendem Atem, die hellen Zornestränen in den schönen, blauen Augen. Erst der Eintritt des Dieners, der die Gasflammen verlöschen wollte, ließ sie aus ihren Gedanken emporfahren. Dann erhob sie sich, ruhig und selbstbewußt, als wären es die friedfertigsten Gedanken, die sie hier zurückgehalten und schritt zur Tür. Sie wollte trotz der späten Nachtstunde noch ihre Schwester aussuchen, ehe der helle Tag den Entschluß wieder wartend machte, der in dieser ein-

samen Stunde in ihr gereift war. Ziel es ihr doch schwer genug, ihren Stolz so weit zu überwinden.

Hedwig hatte die Kleider abgestreift und sich niedergelegt. Aber die unruhigen Gedanken, die sie bestürmten — die heimliche Angst, mit welcher sie jeden Gedanken an die Zukunft von sich wies und es doch nicht über sich gewann, sich aus der trostlosen Gegenwart in die Erinnerung der Vergangenheit zu retten, die so viel des Schmerzlischen in sich barg, scheuchten den Schlaf von ihren Wimpern.

Dora öffnete leise und vorsichtig die Tür und schlich auf den Zehen an das Bett ihrer Schwester. Sie wollte sich erst überzeugen, ob Hedwig noch wach sei. Und schon war sie im Begriff, wieder umzukehren, als diese, die mit geschlossenen Augen dalag und in ihrer Verfunkenheit das leise Geräusch gänzlich überhört hatte, die Augen aufschlug und Dora neben sich wahrte. Sie richtete sich verwundert auf.

„Bleib liegen, Kind,“ sagte Dora und setzte sich zu ihr. „Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich heute so aufgelegt bin zum Pflandern. Sei mir nicht böse, daß ich dich so spät noch störe. Wenn du müde bist, gehe ich gleich wieder.“

„Ich bin nicht müde,“ entgegnete die andere. „Ich kann ohnehin nicht schlafen.“

„Ich dachte es mir,“ warf Dora ein. — Dann verstummte sie. Es fiel ihr schwer, den Anfang zu finden für das, was sie ihrer Schwester gern mitteilen wollte, nun sie neben dem arglosen Mädchen saß, dessen blaßes, durchgeistigtes Gesicht sich in der Dunkelheit unendlich aus der Umrahmung der dunkeln Haare löste. Plötzlich schlang sie mit leidenschaftlicher Gewalt die Arme um Hedwigs Hals und brach in einen Strom von Tränen aus. Die Selbstbeherrschung, in welcher sie Meisterin war und die sie so lange mühsam aufrecht erhalten, schmolz dahin in dem Uebermaß des tiefen Zorns und der tiefen Scham, welche die stolze Frau dem jungen Wesen gegenüber empfand, das alle Schwere des Daseins so ruhig trug, als könne es nicht anders sein.

„Nengstige dich nicht, Kind,“ sagte sie und suchte Hedwig zu beruhigen, die sich zärtlich an sie schmiegte und ihr die Tränen aus den Augen küßte. „Es ist schlecht von mir, daß ich dir das Herz schwer mache, wo du doch wirklich schwer genug zu tragen hast an deinem eigenen Schicksal.“

„Wie kannst du so sprechen, Dora,“ unterbrach Hedwig die Aufgeregte. „Es hat mir immer sehr weh getan, wenn du mich behandeltest, als wäre ich eine Fremde, der du nicht zeigen mochtest, wie es in Wahrheit in deinem Herzen aussah. Weißt du noch, wie lieb wir einander hatten, als wir Kinder waren und alles miteinander teilten, Freude und Schmerz? Wie vertraut wir waren und wie die eine nichts haben mochte, was nicht die andere gleichmäßig besaß? Damals glaubte ich nicht, daß eine Zeit kommen könne, wo du mich um Verzeihung bitten würdest, wenn du dich nach langen Jahren wieder einmal erinnerstest, daß du eine Schwester hast, die ein Recht besitzt auf deine Liebe und dein Vertrauen.“

Sie hatte, während sie so sprach, Dora zu sich niedergezogen und hielt sie fest umschlungen, als wolle sie das Vertrauen, das jene ihr nur widerwillig entgegenbrachte, durch die Gewalt ihrer Liebe erzwingen.

Dora seufzte tief auf.

„Du hast recht,“ sagte sie weich. „Und doch — habe ich nicht auch Grund zur Klage? Du nimmst das Schwerste auf dich und bringst dein Lebensglück zum Opfer, und ich — die Schwester — die ich mit dir unter einem Dache lebe und von früh bis spät mit dir zusammen bin, weiß nicht mehr von dir, als der Fremdesten eine und kann die Gefühle nur erraten, die dich leiten. Und weißt du, Kind, dein Schweigen, dein Mangel an Vertrauen erst hat es mir zum Bewußtsein gebracht, wie unnatürlich es ist, wenn wir beide, die einander alles sind in der Welt, neben einander hinleben — so schweigsam und verschlossen, als sei es uns einzig und allein darum zu tun, das Geheimnis, das uns die Brust zu sprengen droht, ängstlich vor einander zu hüten.“



„Sieh, ich habe ja nicht freiwillig dies Schweigen auf mich genommen, das meiner Natur widerstrebt und das ich am liebsten gleich nach deiner Heimkehr aus der Pension gebrochen hätte. Aber es kam so vieles zusammen, was mich dazu bestimmte. Erst deine Jugend, der schöne Glaube an die Menschen, an den Adel der menschlichen Natur, den ich dir gerne erhalten wollte so lange als möglich — bis das Leben selbst ihn unerbittlich zerstören würde. Dann die Scham über die Beleidigung, die mir widerfahren war und die ich mich scheute, dir einzugestehen — dir, die du mich kanntest, wie ich selbst mich kenne, und die du also wissen mußtest, was ich dabei gelitten habe. Und dazu nun der Haß gegen mich selbst, der Ekel, mit welchem mich mein eigenes Tun erfüllte, da ich mir bewußt war, wie mein besseres Teil allmählich zugrunde ging in den unwürdigen Verhältnissen, in denen ich lebte, und die ich doch nicht den Mut hatte, von mir abzuschütteln. Ich, die ich mich so sicher gefühlt hatte in meinem Stolz, in dem starken Selbstgefühl, mit welchem mich das Bewußtsein meiner Schönheit, meines Reichthums und meiner Herrschaft über die Menschen durchdrang — und die ich nun nicht einmal den Mut besaß, ein Verhältnis zu lösen, dessen glänzendes Elend ich klar erkannt hatte. — Ich will mein Tun nicht beschönigen. Du sollst es wissen, Kind, wie unwürdig ich deiner Liebe bin und wie ich mich trotzdem in deine Arme flüchte, um den letzten Rest von Würde und Selbstachtung noch zu retten, den dieses Leben mir gelassen hat. Und dann — wenn ich bedenke, an welchem Abgrunde du stehst, wie ein irregeleitetes Pflichtgefühl dich hinabreißen kann in dieselben niedrigen, unwürdigen Verhältnisse und Empfindungen, in welchen ich über kurz oder lang untergehen werde, wenn nicht ein starkes, reines Gefühl mich mit Allgewalt daraus emporreißt — ist mir, als müßte ich dich warnen.“

Sie hatte die Hände ihrer Schwester ergriffen und hielt sie wie beschwörend in den ihren. Nun drückte sie den schönen Kopf, der vor Aufregung glühte, an die Schulter des armen Kindes, das in einer Art dumpfer Betäubung diesen leidenschaftlichen Worten lauschte.

„Ich war sehr glücklich in dem ersten Jahr meiner Ehe,“ fing Dora wieder an. „Ich hatte meinen Mann sehr lieb und war stolz auf seine Schönheit, auf sein liebenswürdiges, einschmeichelndes Wesen, das ihn vorteilhaft von den andern Männern meiner Bekanntschaft unterschied. Das leidenschaftliche, beunruhigende Gefühl, von dem die Dichter erzählen und das einen jeden, der davon durchdrungen ist, wie im Traum über die Wirklichkeit und alle Unvollkommenheiten des Lebens hinwegtragen soll, hatte ich nie empfunden. Und jung und leichtsinnig wie ich war, glaubte ich nicht anders, als daß dieses überwältigende Gefühl nur eine Fiktion sei — eine dichterische Uebertreibung, an der man sich in aller Unbefangtheit erfreuen könne, ohne von dem Leben ähnliche überschwängliche Freuden zu verlangen. Ich selbst vergaß in aller Glückseligkeit — in der Fröhlichkeit, mit welcher mich das Bewußtsein erfüllte, daß ich die Jüngste unter all meinen Freundinnen, am frühesten in den Ehestand getreten war, keinen Augenblick, daß ich einen der reichsten und angesehensten Männer geheiratet hatte, und daß ich in alle Ewigkeit fortfahren würde, das Leben zu genießen, wie ich es seit meiner Rückkehr in das väterliche Haus in vollen Zügen tat. Und da mein Mann ein sehr zärtlicher, aufmerksamer Ehemann war und mich mit den Beweisen seiner Liebe bis zum Ueberdruß überschüttete, fühlte ich mich überaus glücklich und empfand es kaum als eine Steigerung meines Glücksgefühls, als mir die Hoffnung winkte, ein Kind mein eigen zu nennen. Ich war noch so jung — kaum achtzehn Jahre alt — und hatte den Ernst des Lebens niemals kennen gelernt. Dann beunruhigte mich doch der Gedanke, daß ich, selbst noch ein Kind, einem Kinde das Leben schenken sollte. Und in meinen Gedanken gefiel ich mir so in der Rolle einer zärtlichen Mutter, die ihr Kleines hegt und pflegt und die sich selbst schöner und besser wiederzufinden glaubt in dem kleinen, hilflosen Wesen, daß ich den Zeitpunkt kaum erwarten konnte.

„So saß ich denn an einem häßlichen nachtalen Wintertage

allein in meinem Zimmer und erging mich in allerlei süßen Träumen, in denen mir ein kleines, rosiges Geschöpf mit den zierlichsten Gliedmaßen in der elegantesten Spizenumhüllung, so verlockend vor sichwebte, daß ich es förmlich mit Händen zu greifen glaubte und mir die glücklichste der Frauen zu sein dünkte. Und wie ich so seelenvergnügt darsaß und in dem Vorgefühl der Freuden schwelgte, die meiner warteten, trat ein Diener zu mir und meldete, daß draußen eine junge Frauensperson stehe, die mich zu sprechen verlange und sich nicht abweisen lasse. Und ob schon ich keine Ahnung hatte, wer in aller Welt die Fremde sein könne und nicht sehr erkant war von dieser unliebsamen Störung, fiel es mir in meiner fröhlichen Stimmung nicht ein, sie abzuweisen. Es mochte ein armes, unglückliches Geschöpf sein, das der Hilfe bedurfte und ich — ich hätte in meiner Glückseligkeit die ganze Welt glücklich machen mögen. So befahl ich denn dem Diener, die Fremde einzulassen, die Lampen anzuzünden, da die Dunkelheit inzwischen hereingebrochen war und man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte. Als ich mich dann umwandte, sah ich an der Tür eine blasse, rührende Mädchengestalt, mit einem Kinde auf dem Arme, einem armseligen, verkümmerten kleinen Wesen, das sich an die Mutter drückte und die Augen ängstlich von dem Lichtschein abwandte, der das Zimmer durchflutete. Mir gab dieser traurige Anblick einen Stich durchs Herz. Ich fühlte das herzlichste Mitleid mit dem armen Mädchen, das bei aller Armseligkeit sehr sauber gekleidet war und dessen Augen mit einem so erschütternden Ausdruck stummer Verzweiflung auf mir ruhten, daß ich diesen Blick fast als einen Vorwurf zu empfinden meinte. Dabei sprach sie kein Wort. Als ich dann auf sie zutrat und ihr freundlich zusprach, als ich sie fragte, wie ich ihr helfen könne und wie sie mir von Herzen leid tue: trat sie mit einer Geberde wilder Entschlossenheit an den Tisch und legte das Kind darauf nieder. „Das Kind,“ sagte sie rauh, „es stirbt vor Hunger.“

Damit wandte sie sich ab und schien das Zimmer verlassen zu wollen, ehe ich mich von meinem sprachlosen Erstaunen erholt hatte.

Doch kaum an der Tür angelangt, stürzte sie wieder auf das Kind zu und riß es vom Tische empor. Dann nahm sie es in ihre Arme und drückte es leidenschaftlich an sich und küßte sein blaßes, welkes Gesichtchen, als ginge es über ihre Kräfte, sich von dem Kinde zu trennen.

Ich wußte nicht, was ich von dieser eigentümlichen Szene denken sollte. Da plötzlich — war es eine Reminiscenz an Aehnliches, das ich einmal gelesen, war es eine jener hellseherischen Momente, in denen es uns wie Schuppen von den Augen fällt und wir plötzlich mit grausamer, unerbittlicher Deutlichkeit erkennen, was uns so lange verborgen gewesen — ich weiß es nicht. Aber in diesem Augenblick wußte ich, was diese Szene bedeutete; wußte ich, weshalb das junge Weib zu mir, gerade zu mir gekommen war. Und wenn im selben Augenblick ein Engel des Himmels gekommen wäre und mir hätte beweisen wollen, daß mein Mann unschuldig sei und ich ihm Unrecht tue mit meinem Verdacht — er hätte die Gewisheit nicht umstoßen können, mit welcher die Ueberzeugung von der Untreue meines Mannes sich mir aufdrängte.

Das Mädchen hatte das Zimmer verlassen wollen. An der Tür wandte sie sich noch einmal um und sah mich an. Und wie sie mich so gebrochen dastehen sah, schien ihr inmitten ihrer eigenen Verzweiflung eine Ahnung zu kommen, was ich in diesem Augenblick empfinden mußte. Und mit einer Stimme, in welcher das Mitleid mit mir, seiner Frau, die so grausam aus allen Himmeln gestürzt worden, unverkennbar war, sagte sie wie abbitzend:

„Ich wußte nicht, daß er verheiratet war.“

Dann nach einer Weile, als ich stumm blieb und noch immer wie abwesend vor mich hinstarrte, trat sie an mich heran und faßte meine Hand.

„Verzeihen Sie mir,“ sagte sie leise. „Man wird so hart, wenn man unglücklich ist.“ —



Als ich aus meiner Betäubung erwachte, war ich allein. Dann ließ ich anspannen, weil ich nicht durch die Straßen gehen mochte, in denen ich fürchten mußte, einem Menschen zu begegnen, und fuhr zu Papa. Ich wollte nicht eine Nacht mehr unter einem Dache leben mit einem Manne, der mein Vertrauen und das einer anderen so schmächtig mißbraucht hatte.

Wie ich Papa gegenübertrat; wie ich ihm unter heißen Zornestränen den Schimpf beichtete, der mir widerfahren war und meinem beleidigten Stolze, meiner Empörung Lust machte in glühenden Worten — ich weiß es noch, als wäre es heut geschehen. Und dann die Antwort, die ich darauf erhielt. Daß ich augenblicklich zurückkehren müsse in das Haus meines Mannes; daß er, Papa, selbst mich dahin begleiten wolle, um zu sehen, daß es in aller Stille, in aller Diskretion geschähe. Ich sei ein Kind, ein unvernünftiges Kind, das die Welt nicht kenne und nicht zu wissen scheine, daß es auf Erden keine Götter und keine Tugendhelden gebe, sondern Menschen, die mit Leidenschaften und Schwächen behaftet seien. Ich solle jeden Eklat vermeiden, solle tun, als wäre nichts vorgefallen, als wüßte ich von nichts. Das wäre das Vernünftigste, was ich tun könne und zugleich sei ich das mir selbst und meiner Stellung in der Welt schuldig. Ob ich denn allen Ernstes glaube, daß es anderen Frauen anders ergangen sei. Nur waren sie klug genug, sich nichts merken zu lassen. Eine Scheidung um einer solchen Lappalie willen — es sei wahrhaftig zum Lachen! Er selbst — so glücklich er sich in seiner kurzen Ehe gefühlt habe — habe mitunter auch andere Frauen schön gefunden und Mama, die eine sehr kluge Frau gewesen sei, habe sich eben mit guter Miene in das Unabänderliche gefügt. Dann küßte er mich auf die Stirn und sagte lächelnd, er hoffe mich von der Torheit meines Verlangens überzeugt zu haben. Nun solle ich ihm beweisen, daß ich sein kluges Kind sei und meinem Manne das immerhin verzeihliche Vergehen nicht weiter nachtrage. Wie es nun einmal in der Welt zugehe, hätte ich es früher oder später doch erfahren müssen, daß es eine Torheit sei, keine anderen Götter neben sich zu dulden.

Dann fuhr ich nach Hause, zurück zu meinem Manne, der meiner bereits wartete. Bei allem Ekkel, den ich vor der Lebensklugheit, der nüchternen Weltanschauung Papas empfand, hatten seine Worte mich doch an mir selbst irre gemacht. Wohin hätte ich auch gehen sollen, da ich dort, wo ich mit aller Gewißheit Teilnahme und Hilfe erwartet hatte, mit Vorwürfen zurückgewiesen wurde!

Dann wurde ich krank. Der Schreck, die Aufregung über das, was ich erfahren hatte, die eilige Fahrt an dem stürmischen Winterabend warfen mich nieder. Das Kind starb in der Geburt — ich selbst rang mit dem Tode. Und dann stürzte ich mich in die Vergnügungen, die vorher mein Leben ausgefüllt hatten, mit einem Eifer, einer Ausdauer, die mich selbst in Verwunderung setzten. Ich wollte mein junges Leben genießen. Und obgleich ich die Menschen mit Widerwillen betrachtete und sie alle verachtete, die sich bewundernd und huldigend an mich drängten, hatte ich eine dämonische Freude daran, sie meine Macht fühlen zu lassen. Ich behandelte sie en canaille, mit rücksichtslosem Spotte und lachte schadenfroh, wenn sie immer wieder zu mir zurückkehrten. Es gibt Männer, denen eine Frau um so begehrenswerter erscheint, je unwürdiger diese sie behandelt.

Ich habe seit jenem Tage zu niemandem von dem traurigen Geheimnis gesprochen. Vergessen habe ich es darum nicht. Und bei jeder Liebkosung meines Mannes überfällt mich die Erinnerung von Neuem und ich könnte ihn kaltblütig töten, der mich in meinen eigenen Augen erniedrigt hat. Denn wie bitter ich die Unwürdigkeit meines Lebens auch empfinde — ich weiß es jetzt, daß ich zu feige bin, das Band zu lösen, das mich an ihn knüpft. Nicht etwa, daß ich ihn liebe — ich hasse ihn, der mein Leben zerstört und den Glauben an die Menschen in mir vernichtet hat. Ich schäme mich, es dir einzugestehen, Kind, was mich immer wieder zurückhält, meine Ketten zu zerbrechen — dir, die du in deiner Seelenreinheit, in deinem jugendlichen

Idealismus mich nicht begreifen wirst. Ich scheue das Aufsehen, das ein offener Bruch hervorbringen würde — das Odium, welches auf eine geschiedene Frau fällt. Und dann — ich liebe den Glanz und den Reichtum und kann den Gedanken nicht ertragen, in engen, kleinlichen Verhältnissen zu leben und die Bewunderung der Menschen zu entbehren, die ich im Grunde meines Herzens verachte. So voller Widersprüche ist das Menschenherz! — Nach einem Kinde sehne ich mich nicht. Ich müßte es hassen als das Kind seines Vaters. Und was sollte aus dem Kinde werden, das ohne Liebe aufwächst und, wie sein Vater, den Zweck seines Lebens vorausichtlich darin sehen würde, seiner Genußsucht zu fröhnen auf Kosten anderer.

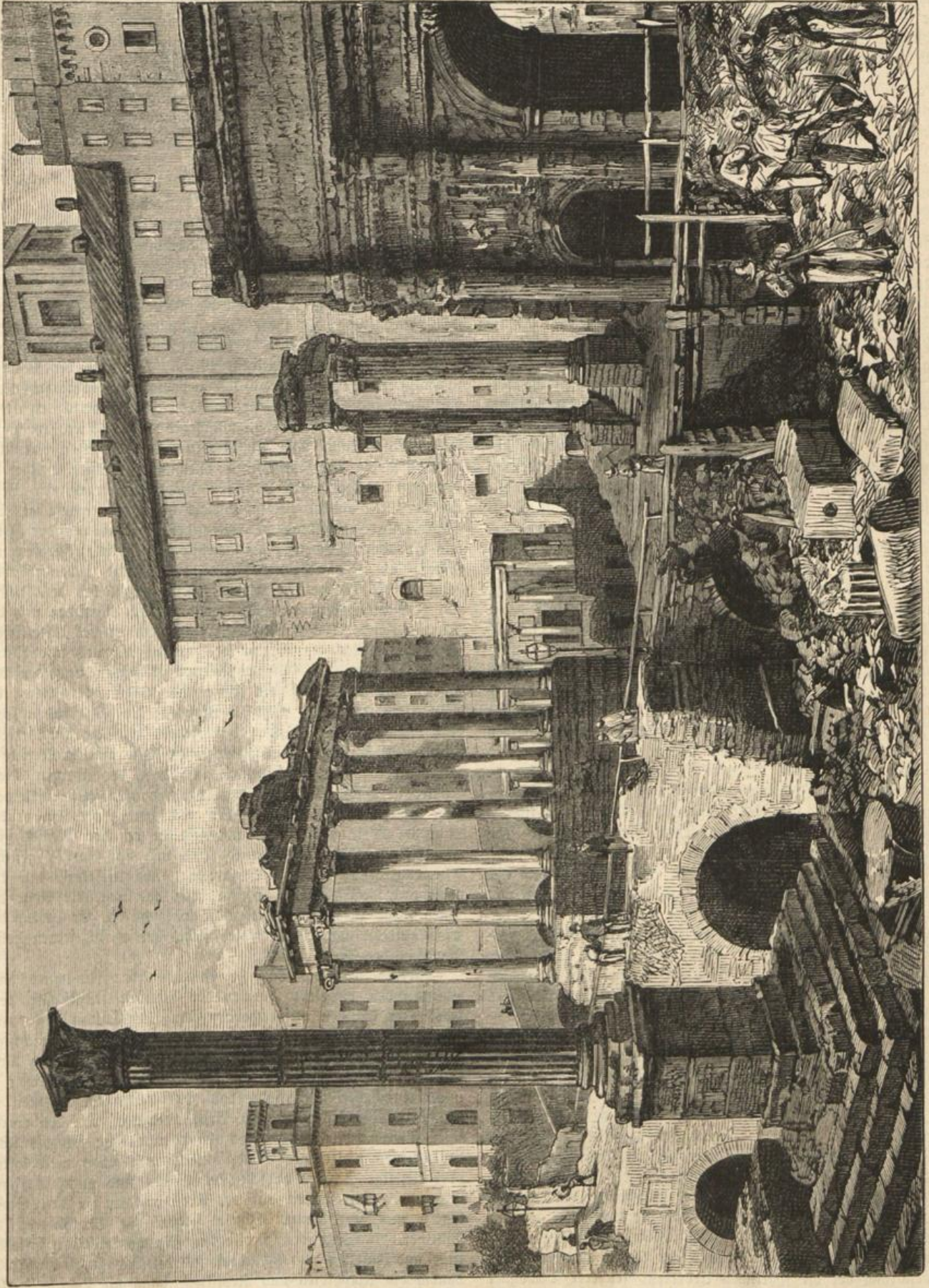
Du siehst mich entsetzt an, Kind. Du weißt nicht, wie schlecht ich geworden bin; wie sehr ich deiner bedarf, um mich nicht ganz zu verlieren. Und nun beschwöre ich dich, bei der Erinnerung an unsere glückliche Kindheit, dein unseliges Vorhaben aufzugeben, das auch dich zu Grunde richten wird. — Du schüttelst den Kopf, Kind. Du kannst nicht mehr zurück? — Was will ein Wortbruch sagen im Vergleich zu der Lüge eines ganzen Lebens!

## IX.

Das kleine Haus hinter dem Lindenbäumchen hatte in den letzten Monaten seine trübselige Armesündermiese abgelegt und blinzelte jetzt fast mit einem Anfluge von Selbstgefühl zu seinen hochaufgeschossenen Nachbarn hinauf, vor denen es sich sonst in scheuer Ehrerbietung schüchtern in die Ecke gedrückt hatte. Sah es doch ordentlich stattlich aus mit seinen frischgetünchten Mauern und dem kleinen, neuangestrichenen Schilde, wo der schönste, frischgefallene Schnee wie eine Krone auf dem Dache glitzerte und die elende kleine Freitreppe, die leider unberührt geblieben war von der Verjüngung, welche das Äußere des Häuschens inzwischen erfahren hatte, in einen blendenden Teppich hüllte. Ob der glückliche Besitzer des kleinen Hauses seine Teilnahme an dem Schicksal seines langjährigen Mieters auf so zarte Weise hatte zum Ausdruck bringen wollen oder ob nur der Zufall es gefügt hatte, daß zugleich mit der Freude, welche in die Steltersche Familie eingekehrt war, die Physiognomie des Hauses eine andere wurde — darüber waren die zahlreichen Insassen des Hauses noch immer selbst nicht ins Klare gekommen. Einstweilen nahmen sie, in ihrer Bescheidenheit, diese Verschönerung hin als eine unerwartete Gunst des Himmels, für welche sie nicht genug dankbar sein konnten.

Mit Lisbeths Heimkehr in das Vaterhaus war ein neues Leben für alle angebrochen, die an dem Schicksal der Familie Anteil nahmen. Der kleine Erich, dessen munteres Wesen auffallend mit dem frühreifen Blick seiner dunkeln Augen kontrastirte, hatte sich schnell in die Gunst aller Hausbewohner eingeschlichen und stand mit ihnen auf so vertrautem Fuße, daß sein braunes Vockenköpfchen zu jeder Tageszeit in allen Winkeln des Hauses auftauchte und überall mit Freuden begrüßt wurde. Die guten Leute glaubten auf diese Weise Lisbeth am besten und unverfänglichsten ihre Sympathien zu erkennen zu geben, die das junge Weib ihnen alle, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, einflößte. Es waren lauter kleine Handwerker und Arbeiter, die selbst in den dürftigsten Verhältnissen lebten und denen der Mut und die Energie, mit welchen das arme Mädchen so lange in so mißlichen Verhältnissen für sich und ihr Kind gesorgt hatte, um so größeren Respekt einflößte, da sie aus eigener Erfahrung die Schwierigkeiten kannten, mit welchen sie auf Schritt und Tritt zu kämpfen gehabt hatte. Nun, wo sie in das Vaterhaus zurückgekehrt war, war eine Zeit der Ruhe für sie angebrochen, welche sie wohlthuend empfand. Zwar arbeitete sie nach wie vor unausgesetzt für sich und ihr Kind. Von früh bis spät saß sie über die Arbeit gebeugt und wetteiferte darin mit Grete, die zu der älteren Schwester wie zu einem höheren Wesen aufjah und ihr, gutmütig wie sie war, am liebsten alle Arbeit abgenommen hätte. Sie setzte einen Stolz darein, für alle Bedürfnisse ihres Kindes selbst zu sorgen und sich von niemandem dabei helfen zu lassen. Aber trotz ihrer unausgesetzten Beschäf-





Neue Ausgrabungen auf dem Forum Romanum in Rom. (Seite 395.)



tigung, die ihr nur wenig Zeit ließ, an sich selbst zu denken, empfand sie mit dem geschärften Sinn, den nur die Entbehrung verleiht, die Liebe, die ihr von allen Seiten entgegengebracht wurde — die überströmende Zärtlichkeit des Vaters und die Liebesungen Gretens, in welche sich ein gut Teil Reugierde und Bewunderung für ihre bewegten Lebensschicksale mischte —

als ein Glück, auf welches sie verzichten zu müssen glaubte. Und mit einem innigen Behagen überließ sich das arme Mädchen, daß so lange allein gestanden hatte in der Welt und sich immer erst die Achtung hatte erzwingen müssen, welche sie in den Augen der Menschen durch ihren jugendlichen Festtritt verschert hatte, dem Frieden innerhalb des Vaterhauses. (Fortf. folgt.)

## Die Theorie des Professors Gustav Jäger.

Von Dr. D. Pastor.

### I. Was Herr Jäger will.

Gestützt auf die bedeutenden Resultate der mühsamen grundlegenden Forschungen früherer Jahrhunderte sind die Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert einerseits zu einem gewissen Abschlusse gelangt, andererseits haben sie auf lange Jahrzehnte der Detailforschung ganz bestimmte Wege gewiesen. Cuvier (1769—1833) fand das Gesetz, nach dem der tierische Körper sich aufbaut, das Gesetz der Korrelation. Jeder Organismus bildet ein harmonisches Ganze; seine Teile müssen untereinander, als auch zum ganzen Körper in einem bestimmten Verhältnisse stehen. Jegliche Art von Berrichtungen setzt eine Reihe anderer Berrichtungen voraus, alle Organe sind daher von einander abhängig. Umgekehrt kann auch kein Organ eine Veränderung erleiden, ohne daß auch die übrigen in entsprechender Weise umgestaltet werden. So sind bei den Fleischressern die Reißzähne am stärksten entwickelt; letztere verschlingen die von dem erlegten Tiere losgerissenen Stücke, ohne sie zu kauen; die Mahlzähne sind daher zum Teil nicht vorhanden, die vorhandenen sind schwach ausgebildet; die Kiefer sind fest ineinander gefügt. Sie müssen ihre Beute ergreifen und festhalten, haben daher mit Krallen versehene Zehen, kurze Sohlen, weshalb sie als Zehengänger bezeichnet werden, sind gute Läufer; mit der Fleischnahrung hängt die entsprechende Einrichtung der Verdauungsorgane zusammen u. s. w. Die Pflanzenfresser dagegen rupfen mit den Vorderzähnen ihre Nahrung ab, kauen sie sorgfältig und haben daher in beiden Kiefern ununterbrochene Reihen glatter Mahlzähne, die Reißzähne fehlen; die Unterkiefer sind so eingefügt, daß sie eine drehende Bewegung des Kauens ausführen können, die Jochbogen sind schwach, die Verdauungsorgane anders als die der Fleischresser; ihren Verfolgern können sie sich nur durch die Flucht entziehen, sie sind daher sehr schnell, haben Füße mit harten Hufen als passende Ausrüstung. Der Beschaffenheit der inneren Organe entspricht der Bau der Wirbelsäule, des Brustkastens und des Beckens. In gleicher Weise lassen sich die übrigen typischen Formen der Tiere bestimmen. Auch bei niederen Tieren kann man z. B. aus einzelnen Täfelchen von Seefern oder Seeigel das ganze Tier konstruieren, die Eindrücke der Muskeln in den Muschelschalen geben Aufschluß über den Organismus des ehemaligen Besitzers derselben u. s. f.

Jeder besonderen Form eines einzelnen Teiles entsprechen somit erfahrungsmäßig gewisse Modifikationen des Ganzen, so daß es möglich wird, aus wenigen Bruchstücken (Zahnknochen) ganze Skelete wieder herzustellen. Cuvier hat durch Anwendung des Gesetzes von der Korrelation glänzende Resultate erzielt und, wie wir durch die angeführten Beispiele zu erklären versuchten, aus verhältnismäßig geringfügigen Stücken des Skelets das ganze Tier ergänzt. Jedenfalls ist es seitdem unmöglich, die Knochen alter ausgestorbener Elephanten für die des heiligen Christoph zu erklären, oder das Gerippe eines riesigen Salamanders für das eines vorjintflutlichen Menschen. Die Wichtigkeit des angeführten Gesetzes für die Paläontologie bei der Erklärung der oft spärlichen Ueberreste früherer Bewohner der Erde, wie wir sie in den Sand-, Kalk- und Tongesteinen finden, ist ohne weitere Erörterung klar. Es braucht eben nur noch für alle Tierarten, lebende oder ausgestorbene, bis ins einzelne und kleinste durchgeführt zu werden.

Wir erwähnen mit Rücksicht auf das Folgende, daß wir bei der Fülle des bereits vorhandenen Materials auch für die Botanik die baldige Feststellung eines entsprechenden Gesetzes erwarten dürfen.

Während so die Lehre von der Gestaltung des Tierkörpers (die Morphologie) zu ihrer Höhe emporgehoben wurde, feierte auch die Lehre von den Lebenserscheinungen (die Biologie) Triumphe. Es war Friedrich Meckel, Professor der Medizin in Halle, welcher, gestützt auf die bedeutenden Vorarbeiten Kaspar Friedrich Wolffs (Mitte des 18. Jahrhunderts) es 1812 aussprach, daß der Mensch, wie jedes andere Tier, im Laufe seiner Entwicklung vom Ei bis zum ausgebildeten Menschen dieselbe Reihe der Tierformen durchlaufen müsse, welche die Gattung von dem ersten Auftreten niedrigster organischer Wesen auf der Erde an bis zur Gegenwart hin durchgemacht hat. Die embryonale Entwicklung des Menschen beginnt aus der Zelle, wie die aller Lebewesen; daraus bildet sich ein Zellhaufen und später, um nur einzelne interessante Punkte herauszuheben, zeigt er die Anlage der Kiemenbogen, welche bei den Fischen sich zu Atnungsorganen ausbilden; bei dem Menschen und den Säugetieren werden sie vorzüglich zur Bildung des Unterkiefers verwendet. Noch im Beginn des dritten Monats sind Unterschiede zwischen den Gliedmaßen der Menschen und den Anlagen, aus denen sich die Flügel der Vögel oder Beine der Säugetiere entwickeln, nicht zu erkennen; die Füße haben sogar eine Schwimnhaut zwischen den Zehen, wie die Schildkröten. Nur das Gehirn zeigt auf dieser Stufe schon eine charakteristische Bildung trotz aller Ähnlichkeit mit dem der übrigen Tiere. Später ist der Mensch mit Haaren am ganzen Leibe bekleidet; diese verlieren sich wieder, aber noch dann, nachdem er das Licht der Welt erblickt hat, unterscheidet sich der Mensch nicht vom Affen. Ein neugeborenes Kind und ein Gorilla gleichen Alters gleichen sich in der Färbung, im Aussehen, den Bewegungen, dem Schreien so sehr, daß das ungeübte Auge des Laien beide zu unterscheiden nicht imstande ist. Erst wenn das Kind aufrecht auf seinen Beinen steht, hat es sich seinen hohen Rang in der Welt erobert.

Hiermit war die Tatsache eines inneren Zusammenhangs zwischen den einzelnen Formen der Tierwelt festgestellt; denn jedes Tier hat den entsprechenden Gang der Entwicklung durchzumachen. Eine Erklärung der Tatsachen war damit nicht gegeben; diese wurde erst durch Darwin und weiter durch Prof. Ernst Haeckel in Jena ausgeführt. Alle Tiere stammen in ununterbrochener Reihenfolge von den ältesten Organismen ab, welche als die ersten auf der Erde auftraten, von den einzelligen Tieren (Moneren). Aus ihnen entwickelte sich die Fülle der Formen vielzelliger Tiere, unter denen schon viele kalkige oder kieselige Schalen ausscheiden. Solche sind uns als Zeugnisse ihrer Anwesenheit auf der Erde erhalten in den Sandlagern und Kalksteinen. Ihnen folgen die Straßtiere, die Würmer, die Weichtiere (Mollusken, Muscheltiere), die Gliedertiere und Insekten und endlich die Wirbeltiere, zuerst die Fische, danach die Amphibien und Reptilien, dann die Vögel, endlich die verschiedenen Gruppen der Säugetiere, deren zuletzt entwickelte Formen die Affen und Menschen sind.

Wie kann sich aber aus einer Tierform die zweite entwickeln? Ist die kleinste Veränderung erklärt, so folgt die größere



von selbst als eine Wiederholung der ersten. Die Antwort lautet: die Tierarten haben zwar zunächst die Neigung, sich gleich zu bleiben, indem jedes einzelne seine Neigung vererbt; aber die äußeren Lebensbedingungen zwingen sie, ihren Charakter zu verändern, so wie er am besten zu ihnen paßt; die klimatischen Veränderungen, der Aufenthalt in Gebirge, Wald oder Ebene, Festland oder Wasser, die Nahrung, die Feinde, die Konkurrenz der Stammesgenossen, alles beeinflusst das Leben, die Gestalt und Organisation der Tiere. Unsere Pferde laufen nur auf einem Behen, dem mittelsten sog. Laufftuch; sie sind durchaus Bewohner freier Ebenen; ihre längst ausgestorbenen Vorfahren hatten daneben zwei kleine unbrauchbare Behen, noch frühere zeigen zwei größere Behen, welche beim Stehen den Boden erreichten, deren Eltern hatten vier Behen, und so nähern sich die Stammformen immer mehr den Tapiren, welche wasserreiche Wälder bewohnen. Andere Zweige desselben Stammes gerieten ins Meer, vielleicht sich ihren Verfolgern zu entziehen, und leben als Seesäugetiere, indem sie das Gras an den Ufern abnagen. Wer wird aber auf den ersten Anblick in der See eine nahe Verwandte des Pferdes vermuten? Oder in einem afrikanischen Tiere, dem Murmeltier an Größe und äußerer Gestalt ähnlich, den echten Better des plumpen Rhinoceros? Die Morphologie beweist durch den Vergleich des Knochengeriüsts und der Zähne, daß die Verwandtschaft tatsächlich besteht, die Lehre von der Entstehung der Arten zeigt, daß diese auffallende Tatsache sehr wohl erklärlich ist, da die Stammart durch äußerliche Lebensbedingungen gezwungen wurde, sich in zwei Arten zu trennen; diese, anfangs einander sehr ähnlich, unterschieden sich mehr und mehr, bis nach dem Aussterben der verbindenden Formen die getrennten Arten übrig blieben; das Knochengeriüst, am wenigsten veränderlich, verrät noch den gleichen Ursprung. Die Paläontologie bemüht sich, die Reste der verbindenden Glieder in der Erde wirklich aufzufinden und die Tiere zu ergänzen und in die Ordnung der übrigen an der rechten Stelle einzureihen.

Wir haben weder alle bedeutenden Erfolge der Lehre von den Organismen aufgeführt, noch die genannten Forscher nach ihrem vollem Werte gewürdigt, sondern nur das Zusammengefaßte, was zur Beurteilung der Theorie des Herrn Jäger wichtig ist. Jedem denkenden Menschen muß sich in dem obigen System eine Lücke zeigen. Die Tiere (denn wir können uns in unserem Nachweis auf die Zoologie beschränken; das Verhältnis der Botanik zu den angeführten Gesetzen ist noch nicht genügend erörtert, wenn auch so viel klar ist, daß sich ganz entsprechende werden aufstellen lassen) werden nach ihrem organischen Aufbau untersucht, und man findet untrügliche Beweise ihrer Verwandtschaft; diese morphologische Tatsache wird unterstützt durch die Untersuchung der embryonalen Entwicklung; es werden die äußeren Einflüsse bestimmt angegeben, welche die Tiere zur Artenbildung zwingen; die Biologie ergänzt die Morphologie und die natürliche Zuchtwahl ist unbestritten das leitende Prinzip in der Tierwelt. Es bleibt nun offenbar, um das System zu vervollständigen, die den anderen gleichartige Frage zu beantworten: Welche inneren Verhältnisse ermöglichen denn überhaupt dem Tierkörper die Veränderung, die Anpassung an veränderte Lebensbedingungen? Die äußeren Einflüsse könnten doch nicht wirken, wenn der Tierkörper nicht bildsam wäre; diese wichtige Frage mit allen ihren weitgehenden Folgerungen will Herr Jäger beantworten. Es ist klar, daß uns, wenn ihm das gelungen ist, keine Hauptfrage in der Morphologie und Biologie mehr zu stellen übrig bleibt.

Er sagt folgendermaßen: Dieser Vorgang der Anpassung ist lediglich ein chemisch-physikalischer. Unter den vielen Stoffen, aus welchen sich der Tierkörper aufbaut, gibt es bestimmte, welche die eigentlichen Träger des dem Tiere und seinem Fleische, Blute, Kote u. anhaftenden Geschmacks und des Duftes, also die Geschmacks- und Duftbildner sind, wie es ja farbenbildende Stoffe gibt. Diese Stoffe sind die eigentlichen Träger aller Lebenserscheinungen. Herr Jäger hatte also ganz recht, wenn

er sich rühmte, die Seele entdeckt zu haben. Ehe wir jedoch diese Stoffe näher erörtern, wollen wir kurz einige Andeutungen über die Tragweite der Hypothese geben.

Herr Jäger selbst, dessen eigne Erwartungen denen des Verfassers dieser Abhandlung an Kühnheit nicht nahekommen, erwartet zunächst, daß jene Stoffe, welche wir ja durch Nase und Mund genügend wahrnehmen können, chemisch nachgewiesen werden; er will ferner aus den Duftstoffen alle Lebenserscheinungen hinreichend erklären, so namentlich die Wahl der Nahrung und die Vererbung der Eigenschaften von den Eltern auf die Nachkommen; er untersucht endlich die Duftstoffe des menschlichen Körpers, die Gesundheits- und Krankheitserscheinungen desselben, bei welchem Teile auch die bekannte Jägersche Wollkleidung inbetracht genommen werden muß, sowie die sogenannten seelischen Eigenschaften des Menschen und die Gemütsregungen. Ich gehen in meinen, vielleicht etwas sanguinischen Hoffnungen noch weiter. Wenn Herr Jäger recht hat, und nach meiner Meinung hat er recht, so gibt uns seine Theorie zum erstenmale einen untrüglichen Maßstab an die Hand, die Arten, Gattungen, Familien u. s. w. der Tiere deutlich von einander zu unterscheiden, was bisher nicht möglich ist; es wird heißen: die Tiere, deren Seele nach dieser chemischen Formel zusammengesetzt ist, gehören zu dieser Art, die nahverwandte Art hat jene andere Formel. Ein Spötter wird sagen: der Zoolog der Zukunft braucht nur einen Duft des Tieres zu riechen, um sofort auf das bestimmteste zu sagen, zu welcher Art es gehört. Das ist aber kein Spott, sondern so wird es in der Tat sein; riecht doch der Feinschmecker bereits beim Eintritt ins Haus, ob es Gänse- oder Entenbraten gibt. Da aber die Duftstoffe im ganzen Körper zu finden sind, so wird zu untersuchen sein, ob sie sich auch aus den Knochen erwecken lassen, und ist dies der Fall, ob sie sich auch durch chemische Behandlung aus den uralten versteinerten Knochen erwecken lassen. Die kleinsten Reste, welche mindestens hunderttausende, vielleicht Millionen von Jahren in der Erde begraben lagen, würden dann mit Sicherheit ihrer Art, welcher sie angehörten, zugewiesen werden. Hierin läge ein Prüfstein zugleich für die Cuvierschen Gesetze. Ferner wird die Naturheilkunde eine segensreiche Förderung durch diese Hypothese erfahren, oder richtiger, sie wird durch das Studium und die Bekanntschaft mit den Duftstoffen überhaupt erst lebensfähig werden; denn wie arg es um die Naturheilkunde heut noch steht, trotzdem sie den einzig richtigen Weg der Heilkunde einschlägt, geht daraus hervor, daß kein einziger ihrer Vertreter es für der Mühe wert gehalten hat, sich mit der Jägerschen Theorie zu beschäftigen. Eine so leichte Arbeit ist das freilich nicht, wie die von ihnen bisher beliebte des ewig wiederholten Geschwäzes: die Aerzte und die bisherigen Heilmittel taugen nichts. Zu einer Forschung hat die Naturheilkunde sich noch nicht aufgeschwungen, und das muß sie eben notwendig tun. Endlich bieten die duftigen Stoffe eine feste Grundlage für eine konsequent durchgeführte streng naturalistische Weltanschauung, auf welche ja auch alle anderen Geistesströmungen unserer Zeit zielen.

## II. Die Duftstoffe.

Jede Tierart hat einen ihr eigentümlichen Ausdünstungsgeruch. Diese Tatsache bildet den Ausgangspunkt des Systems. Hunde duften anders als Katzen, als Marder, als irgendwelche Vogelart u. Aber auch unter den Hunden riechen die Rassen (Mops, Wind-, Jagdhunde u.) verschieden; sogar die Einzelwesen sind am Geruch zu erkennen; der Hund findet seinen Herrn, Tiere, welche in Einehe leben, erkennen sich wieder, der Imker, welcher einem verwaissten Stöck eine neue Königin geben will, muß dieser vorher den Ausdünstungsgeruch des Stöck beibringen. Man kennt aber weiter einen Affen-, Einhufer-, Schlangen-, Fischgeruch u. Herr Jäger verallgemeinert diese bekannten Tatsachen und sagt: Jedes Individuum, jede Varietät, Rasse, Art, Gattung, Familie, Ordnung, Klasse hat ihren eigentümlichen Duft, an welchem sie zu erkennen sein muß; jedes Individuum entwickelt den Duft seiner Art, seiner Gattung,



Familie zc., hat aber daneben einen ihm ganz allein eigentümlichen Geruch; oder wenn viele Tiere den Moschusgeruch zeigen, so Tintenfische, Käfer, Schmetterlinge, Krokodile, Geier, Raben, Wiederläufer, Raubtiere zc., so wird man doch nie auch sonst noch so nahe stehende Tiere, wie Käfer und Schmetterlinge, dem Geruche nach verwechseln, etwa mit verbundenen Augen. Das Beweismaterial wird reichlich beigebracht, in der Tat freilich nicht vollständig, denn vollständig wird es erst sein, wenn auch das letzte und kleinste Wesen untersucht sein wird.

Woher kommen die Gerüche und der jedem eigentümliche Geschmack? Sie sind nicht äußerlich anhaftend, denn sie kommen in fast allen Teilen des Tieres, in allen Absonderungen vor oder können daraus entwickelt werden, so z. B. erhält man aus dem Blut, indem man es mit Schwefelsäure behandelt, den Rotduft des betreffenden Tieres. Geruch und Geschmack sind also wesenseigentümlich; es zeigt die angeführte Tatsache, daß es in den riechenden und schmeckenden Stoffen noch besondere Geruchs- und Geschmackserzeuger gibt, ebenso wie die Chemiker bereits Farbstoffherzeuger (Chromogen) kennen. Zwar enthält nun die Nahrung stets duftende und schmeckende Bestandteile, und durch Fleischfütterung bei Tauben hat man eine raubvogelartige Abänderung des Geruchs erzielt, ein mit Pferdefleisch gefütterter Hund duftet anders als ein mit Küchenabfällen genährter u. s. f., aber auf der andern Seite kann gleiche Ernährung verschiedener Tiere nie auch den eigentümlichen Arten- und Gattungsgeruch verdrängen. Dazu kommt, daß auch bei jungen Tieren schon der eigentümliche Duft vorhanden ist, bei den Vogel-, Reptilien-, Fischeiern Geruch und Geschmack, jedoch ist leicht zu bemerken, daß sie hier niemals so scharf hervortreten, wie bei ausgewachsenen Tieren. Es geht daraus hervor, daß der Ausdünnungsgeruch und -Geschmack eine Mischung verschiedenartiger Geruchs- und Geschmacksstoffe ist; die eine Gruppe entstammt der Nahrung (Nahrungsduft und Geschmack), die andere ist dem Tiere schon von seiner ersten Anlage an, dem Urbildungsstoff des Tieres (Protoplasma) eigen (Protoplasma-duft und Geschmack). Der letztere muß offenbar Gegenstand der Vererbung sein; er muß auch im unentwickelten Tiere weniger entwickelt vorhanden sein und sich mit der morphologischen Entwicklung des Tieres selbst kräftiger entwickeln. Halten wir hiermit die eingangs angedeutete Tatsache, daß Ähnlichkeit und Unterschied des Geschmacks und Duftes in merkwürdig genauer Beziehung stehen zu dem Grade der morphologischen Verwandtschaft, so erkennen wir, daß die duft-, geschmack- (und farb-) bildenden Stoffe zugleich die gestaltbildenden sind. Allerdings kann diese wichtige Beziehung vorläufig nur behauptet werden, bis sich kräftige Beweise ergeben. Aber dieser Satz bringt in so überraschender Weise Licht in viele bisher dunkle Zusammenhänge, daß er entschieden den Vorzug vor den ihm gegenüberstehenden Hypothesen verdient; denn etwas anderes als Vermutungen sind zur Erklärung dieser Vorgänge überhaupt noch nicht aufgestellt worden.

Die Frage: welches sind denn nun die Duft- und Würzstoffe? kann ebensowenig bestimmt beantwortet werden. Die Entscheidung fällt der Chemie der Stoffe des tierischen Körpers (Zochemie) zu. Aber diese Wissenschaft hat bei ihrer Jugend und schwierigen Arbeit noch zu wenige Vorarbeiten, um eine feste Antwort zu geben. Herr Jäger kommt auf Grund reiflicher Erwägung dahin, die Eiweißstoffe für die Geruchs- und Würzebildner zu erklären.

Einige Erklärung dieser Annahme wird sich aus dem Folgenden ergeben; es wird sich zeigen, daß kaum eine andere Annahme offen bleibt.

Wir bemerken kurz das über die Nahrungsstoffe, was uns zum Verständnis notwendig erscheint. Kohlenstoffhaltige Nahrungsmittel sind Stärkemehl, Zucker, Gummi, Fette. Sie liefern den Kohlenstoff, welcher sich mit dem Sauerstoff der Luft im Blute zu Kohlenäure vereinigt. Bei diesem Verbrennungsprozeß wird Wärme entwickelt, die Kohlenäure wird durch den Atem wieder entfernt. Sie heißen erwärmende Nahrungsmittel und Respirationsmittel. Wir erhalten sie aus den Pflanzen,

Stärkemehl vorzüglich aus dem Getreide, Malz, den Hülsenfrüchten, den trockenen Gemüsen (Reis, Sago zc.), Kartoffeln; Zucker und Gummi fast aus allen den genannten, dazu aus dem Obst; Fett aus dem fetten Fleisch, Butter, Schmalz. Alle diese Stoffe gelten als die Fettbildner im Körper. Stickstoffhaltige Nahrungsmittel sind die Eiweißstoffe der Pflanzen und Tiere; sie bilden das Muskelfleisch und heißen blut- und stoffbildende Nahrungsmittel. Kalkbildende Stoffe zur Herstellung der Knochen liefert das Kochsalz. Unter allen Umständen ist Wasser nötig. Alle Nahrungsmittel haben gleiche Wichtigkeit, bei einseitiger Nahrung tritt der Tod ein. Die Erklärung des Hungers im folgenden wird das erläutern. Alkohole sind keine Nahrungsmittel. Während die letztgenannten Nahrungsmittel (stickstoffhaltige und Salze) besonders im Ei und mageren Fleisch enthalten sind, bildet die Milch ein univertelles Nahrungsmittel. Die Auswurfstoffe sind im Atem Kohlenäure, in der Hautausdünnung Fettsäuren, daher im Schweiß die Buttersäure sich durch den Geruch verrät, im Kote die Pflanzenfaser (Cellulose) vermengt mit reichlichen Nahrungsstoffen, welche unverdaut den Körper verlassen. Die Bestandteile der Schleimhäute, Nerven und Gedärme sind noch fast völlig unbekannt.\*)

Welche Arbeit verrichten denn nun die in Frage stehenden Stoffe im Tier- (und Pflanzen-) Körper?

1) Jeder morphologische Unterschied zwischen zwei Wesen ist von einem Unterschied zwischen Duft und Geschmack (Würze) der Tiere begleitet; es ist also ein wesentlicher Zusammenhang zwischen den Duftstoffen und der Gestalt eines Tieres anzunehmen.

2) Die Duftstoffe bestimmen die Wahl der Nahrung.

3) Sie sind von Bedeutung für die Beziehung der Geschlechter.

4) Sie erhalten den Charakter der Art des Tieres auch in den Nachkommen.

Die Nahrung hat nicht allein die Aufgabe, das Leben überhaupt zu erhalten, sondern die ganz bestimmte Eigenartigkeit des Lebens jeder Tierart. Wie wird jede Nahrung im Körper zerlegt? Welche Umbildung geht mit ihr vor? Welche Stoffe bilden sie? Beeinflussen sich die verschiedenen Nahrungsstoffe bei verschiedenem gleichzeitigen Genuß? Kann also eine und dieselbe Nahrung verschiedene Umformungen erfahren, je nachdem sie mit verschiedenen andern zusammen genossen wird? Wie kommt es, daß dieselbe Nahrung dem Körper verschiedener Tiere sich anpaßt, also ein Fisch in der Otter und Möve nicht in Fischfleisch sich wieder zusammensetzt, sondern Ottern- und Mövenfleisch bildet? Alle diese Fragen können nur nach langjährigen Erfahrungen beantwortet werden; die bis jetzt gegebenen Antworten sind spärliche, unsichere Vermutungen. Auf die letzten Fragen antwortet Herr Jäger, jedoch auch nur, indem er der Untersuchung ihren Gang vorschreibt, vermutungsweise.

Das Räupchen, welches eben das Ei verlassen hat, geht sofort seiner Nahrung nach und findet sie, Käfer, Schmetterlinge besuchen nur bestimmte Pflanzen, Vögel und Säugetiere werden zwar eine Zeit lang gefüttert, doch ist ihr Kursus schwerlich so lang und umfassend, daß sie danach alle ihnen passende Nahrung durch das Auge unterscheiden könnten. Es ist schlechterdings der Duft, welcher sie leitet. Zweierlei wirkt hierbei: der von der Nahrungspflanze oder dem Nahrungstier entwickelte Duft und die Einwirkung desselben auf den Nahrungsfucher, der Geruch. Beide Umstände sind rein chemischer Natur und müssen auch allein durch die Chemie untersucht werden. Aber aus der Wirkung läßt sich schließen, daß dem letzteren der Duft angenehm sein muß; überhaupt frißt ein Tier nur etwas, das riecht oder schmeckt. Uebersetzen wir das Verhältnis zwischen

\*) Eine kurze Bemerkung erläutere hier die Forderung der Vegetarianer; sie sagen: das Eiweiß der Eier, Milch und Pflanzen ist völlig ausreichend zur Ernährung; wir brauchen daher das Fleisch der Tiere nicht und diese nicht zu schlachten. Daß alle Vegetarianer alles verworfen, was vom Tiere kommt, ist böswillige Verleumdung. Ebenso falsch ist es aber auch, wenn die Vegetarianer sagen, Fleischnahrung mache den Menschen zum Raubtiere, denn das würde er schon durch den Genuß von Eiern werden.



Fleischfressern und ihren Beutetieren, den Pflanzenfressern, so wirkt der Duft des letztern auf das Raubtier erregend (als Lustreizstoff) angenehm. Diese Erklärung gibt der Tatsache, daß manche Raubtiere, z. B. die Tiger, die zukende Beute eine Strecke fortschleppen, einen sehr passenden Sinn: dem Raubtiere sind die dem geängsteten sterbenden Tiere reichlicher entströmenden Dünste angenehm, appetiterregend; das Fleisch wird mit den Dünsten durchtränkt, daher schmackhafter. Der Duft des Raubtiers wirkt auf den Pflanzenfresser abstoßend, ekelregend (als Gifstoff), er stinkt ihm; deshalb flieht das Tier.

Die vermutlichen Träger der Duftstoffe sind die Eiweißstoffe (Albuminate). Wie bereits durch Versuche nachgewiesen,

sind dieselben geschmack- und geruchslos, entwickeln aber bei Zersetzung durch Säuren die Ruchdüfte ihrer Träger. Darauf gründete Herr Jäger seine Hypothese: „die Albuminate, welche wir in den verschiedenen Tieren antreffen, sind nicht völlig einander gleich, sondern bestehen aus einem, wahrscheinlich bei allen Albuminaten gleichen Kern, mit welchem Atomgruppen verbunden sind, welche bei ihrer Lösung aus dem Eiweißmolekül als die spezifischen Geschmacks- und Geruchstoffe entweichen und dann durch andere, zwar ähnliche, aber doch verschiedene Atomgruppen ersetzt werden können. Bei der Verdauung wird danach das Eiweiß des Nahrungstoffes zerlegt, seine Geschmacks- und Duftstoffe werden mit den Excrementen ausgestoßen, sie müssen



### Heberfall.

Nach einer Photographie aus H. Fendlschels „Vasen Blättern“. (Frankfurt a. M., G. H. C. Pfeffel.)

durch die Chemie daher in denselben nachgewiesen werden, der Eiweißkern wird mit den Duftstoffen des Nahrungszehmers gesättigt und bildet nun das eigentümliche Eiweiß desselben. So müssen sich also im Rote der Kaze die Geschmacks- und Geruchstoffe der Maus nachweisen lassen, während ihre Eiweißstoffe sich dem Körper der Kaze anpassen und in demselben wieder Eiweiß, aber das der Kaze bilden. So sind besonders die das Eiweiß begleitenden duftbildenden Stoffe Schuld daran, daß die Kaze ihre Eigentümlichkeit bewahrt und ihr Wesen nicht mit der Zeit dem der Maus sich nähert.

Ueber das Wesen und den Vorzug der Eiweißstoffe klären uns noch folgende Erfahrungen auf: Wenn ein Stoff sich mit einer Haut umhüllt, so ist diese (mit einem Netz vergleichbar) stets so engmaschig, daß die kleinsten Teilchen des Stoffes (Moleküle) nicht die Maschen oder Poren passieren können, daß

der Stoff also nicht hindurchdringen kann. Die Eiweißstoffe haben das größte Molekül, also die größten Poren der Haut, gestatten also allen anderen Stoffen den Eintritt. Sie haben die Fähigkeit der Bildung und Aufspeicherung des Ozons, endlich genügende elektrische Kraft, so daß dadurch den eintretenden Stoffen der Anstoß zur Zersetzung gegeben werden kann.

Damit würde eine vollkommen ausreichende Erklärung des Nahrungsinstitkes gegeben sein: „das (durch seine Duftstoffe) stärkere Albuminat macht Jagd auf das schwächere, letzteres flieht stets das erstere; gleichstarke Albuminate verhalten sich indifferent gegen einander;“ oder wenn sich ihre Träger bekämpfen (wie Raubtiere die in ihr Jagdgebiet eindringenden Tiere gleicher Art bekämpfen), so ist es nie direkt ein Kampf um die Nahrung. Der Nahrungstrieb erklärt sich gleichfalls aus dem Wesen der Eiweißstoffe. Eine Erklärung des Hungers



kann nur richtig sein, wenn sie zugleich das Gefühl der Sättigung erklärt; beide unterscheiden sich nur von einander dadurch, daß das letztere einen Zustand der Ruhe, ersteres eine Nervenaufrregung ist. Ein Tier ist satt, wenn seine Körperflüssigkeiten so viele leicht oxydirbare Substanzen enthalten, insbesondere Fette und Kohlehydrate, daß der fort und fort in den Körper eindringende Sauerstoff in der Hauptsache von diesem dingfest gemacht und verhindert wird, die Eiweißteile des Körpers anzugreifen und zu zerlegen. Sobald nun der Vorrat von zirkulierenden Fetten und Kohlehydraten erschöpft ist, beginnt, wie die Experimente bei hungernden Tieren unwiderleglich dartun, eine umfänglichere Eiweißzerlegung, und mit ihr erscheint der Hunger. Er ist ein Symptom der Eiweißzerlegung. Damit werden naturgemäß die Duftstoffe frei und erzeugen die Nervenaufrregung des Hungers; denn die chemischen Stoffe, um die es sich handelt, sind im hohen Grade flüchtig und löslich, durchdringen den ganzen Körper. Daher erklärt sich, daß der Hunger ein Gemeingefühl und nicht eine Sinneswahrnehmung ist. Es erklärt sich ferner, daß hungernde Tiere eine stärkere Ausdünstung haben, als gesättigte. Die Duftstoffe entströmen dem ganzen Körper, am reinsten, d. h. nicht verunreinigt durch Schweißsäuren, der Riechschleimhaut; wenn sie hier anderen Düften fremder Tiere begegnen, so ist zweierlei möglich; beide Duftstoffe harmonieren mit einander, so ist die Wirkung dem hungernden Tiere angenehm, es erkennt seine Nahrung; dissoziieren sie, so ist der Eindruck unangenehm und das Tier berührt den fremden Gegenstand oder das fremde Tier nicht.

Von den vielen Tatsachen, welche diese Erklärung stützen, erwähnen wir nur einige: Hunde und Katzen untersuchen auf ihrem Wege liegende Gegenstände mit der Nase, nicht mit den Augen; Hunde, welche viel im Zimmer sind und gefüttert werden, verlieren ihren feinen Geruch, weil sie ihre Nase nicht üben. Der Appetit ist eine Nervenaufrregung, bewirkt durch die Harmonie der Düfte auf die Nasenschleimhaut. Personen, welche zu viel oder zu häufig von einer Speise genießen, empfinden Abneigung vor derselben, da der Körper von den Duftstoffen dieser Speise zu stark durchzogen ist; die Zeit heilt den Widerwillen, u. s. w.

Die Nahrungsstoffe, welche das Individuum erhalten, müssen auch gleichzeitig für die Erhaltung der Art sorgen. Welche Rolle spielen die Duftstoffe hierbei? Es ist hier zweierlei zu beobachten: der Befruchtungsvorgang und die Beziehung der Geschlechter.

Jedes Tier entsteht aus dem Zusammenwirken zweier Stoffe, dem weiblichen Ei und dem männlichen Samen. Das Ei ist eine Zelle, welche aus Eiweiß (Protoplasma-Urbildungsstoff) besteht. Das Eiweiß ist nur das Weibchen und ist begleitet von den Duftstoffen, Giftstoffen, welche die des weiblichen Tieres sind. Der männliche Same, welcher einen sehr deutlichen Duft (Sa-

mendust) entwickelt, bewirkt die Befruchtung des Eies, die sich zuerst in einer Quellung desselben und einer Teilung der einen in zwei, dieser in vier u. s. f. äußert. Demnach ist die Befruchtung und Entwicklung des Tieres ein wesentlich physikalisch-chemischer Vorgang, und die eigentlich formbildenden Stoffe sind die Duftstoffe (Samen- und Eidust), welche bei den verschiedenen Tieren verschieden sind. Zugleich wird erklärt, daß die Nachkommen den Eltern gleich sind. Das Fundament der Vererbung besteht darin, daß das Protoplasma, wie wir gesehen haben, bei der Ernährung seine Wesenseigentümlichkeit bewahrt; dieselbe geht mit den vererbten Stoffen auf die Nachkommen über; so lange es allen Anfechtungen von außen zum Trotz seine Beschaffenheit bewahrt, behält auch die ganze Art ihren eigentümlichen Charakter; so kommt es schließlich, daß sich zufällige Eigenschaften der Eltern gleichfalls vererben können, z. B. eigentümliche Neigungen der Mutter während der Schwangerschaft, Abneigung gegen Speisen, daß ein heftiges Erschrecken der Mutter auf das Kind wirkt, u. s. w.

Die Erklärung der geschlechtlichen Beziehungen bietet viel Ähnliches mit jenen zwischen Raubtier und Beutetier. Die geschlechtliche Liebe ist ein Zustand der Nervenaufrregung, nur daß sie sich auf andere Gebiete des Nervenapparates wirkt, als der Hunger. Die wirkenden Stoffe sind der Ei- und Samendust entsprechend bei Weibchen und Männchen. Herr Jäger konstatiert u. a. die Tatsache, daß Kinderwäsche anders duftet, als die Wäsche geschlechtsreifer Menschen, und folgert daraus sehr richtig, daß die Ei- und Samendüfte erst beim reifen Menschen auftreten. Genau so bei den Tieren. Die Duftstoffe begegnen sich auf der Riechschleimhaut; harmonieren sie, so folgt die Annäherung; dissoziieren sie, oder ist die geschlechtliche Aufregung nur bei einem Tiere vorhanden, so haben sie keine Wirkung. Das angreifende ist stets das Männchen. Wenn das Weibchen empfangen hat, so versiegt bei den Tieren die Quelle der Eidüfte und die geschlechtliche Aufregung legt sich.

Wir haben uns über den Punkt der Vererbung bedeutend kürzer gefaßt, weil derselbe weniger durch chemische Untersuchungen bisher gestützt ist, als der Nahrungsinstinkt und -trieb; es kam uns auch nur darauf an, das System des Herrn Prof. Jäger zu entwickeln. Wir halten dasselbe für richtig und sind überzeugt, daß auch dem Leser viele bisher dunkle Tatsachen überraschend klar geworden sein werden, wenn auch vielleicht hier und da Bedenken aufsteigen oder Tatsachen dagegen zu sprechen scheinen. Doch richtig, oder nicht — jedenfalls ist hiermit ein Gebiet, auf welchem bisher nur philosophiert wurde, der exakten wissenschaftlichen Forschung zugewiesen worden, und die Gegner werden sich wohl oder übel bemühen müssen, statt philosophischer Dogmen Tatsachen dagegen ins Feld zu führen, und jede neu angeführte Tatsache verbreitet Licht über die ganze Frage, gleichviel ob sie bestätigt oder widerlegt. (Schluß folgt.)

## Aus Brasilien.

II. Originalbericht von Antonio Schneider zu Curitiba in der Provinz Parana.

(Schluß.)

In Europa ist vielfach die törichte Ansicht verbreitet, daß Leute, die als Tagelöhner bekannt sind, sich zur Auswanderung eignen, so daß manche sogar auf Kosten ihrer Gemeinden oder auch Verwandten „zur Besserung“ hieher geschickt werden. Natürlich taugen diese Leute durchaus gar nicht hierher und gehen rettungslos zugrunde, oder laufen hier zur Schande ihrer Landsleute herum.

Was Nordamerika groß gemacht hat, das braucht auch Brasilien; Leute mit ernstem Vorsätzen und eisernem Willen können hier ihr Fortkommen finden. Was die brasilianische Regierung anbetrifft, so wird diese heraustrreten müssen aus ihrer grenzenlosen Kurzsichtigkeit in Bezug auf die Naturalisation. Bis zur Stunde ist eine Massennaturalisation eine Unmöglichkeit! Unter dem konservativen Regime kostete der Bürgerbrief für jeden Ausländer 25 Milreis (= 50 Mark). Die Liberalen

jedoch wollten die Finanzen verbessern und schlugen 100 Milreis dazu. Die Folge davon ist, daß sich einfach niemand naturalisieren läßt, was wir nur billigen können, denn wenn nur der die Fähigkeit besitzt, Bürger zu werden, der 125 Milreis bezahlen kann, dann ist die Sache nur zum Nachteile des Landes. Und was für Interesse sollen wir an dem Wohl und Wehe des Landes haben, in dem wir nur Fremdlinge und keine ebenbürtigen Bürger sind?

Deputierte in der Assemblée generale machten den Vorschlag: „Allen im Lande wohnenden Ausländern, ohne Unterschied der Religion und Nationalität, die zwei Jahre an einem Orte wohnen und im Vollbesitz der Ehrenrechte sind, den Bürgerbrief unentgeltlich zuzustellen.“

Das wäre aber ernstlich liberal gewesen; deswegen stimmte die Mehrzahl dagegen, nahm aber die Klausel an, daß alle



„Kafoliken“ (Nichtkafoliken) Bürger werden können, wenn sie das Bürgergeld bezahlen, was die Kafoliken wie Kafoliken hübsch bleiben lassen. Denn mit der Naturalisation ist eben noch manche Pflicht verbunden, von der man sonst verschont bleibt. Auch glauben wir und wahrscheinlich auch die meisten Brasilianer, daß durch eine Massennaturalisation dem verwerflichen Nepotismus der Garaus gemacht wird, und das mag für die Leute erschrecklich sein, denn die meisten leben von der Anstellung; wird die Regierung liberal, so werden alle Beamte, die konservativ sind, entlassen, natürlich ohne Pension, ebenso umgekehrt; daher mag es wohl kommen, daß so viele Staatsgelder veruntreut werden, denn zu einer bürgerlichen Hantirung kann kein „Angestellter“ sich entschließen.

Nun zu den Verkehrsmitteln! Diese sind für einen Ackerbaustaat von hervorragender Wichtigkeit, doch ist es damit hierzulande noch ziemlich traurig bestellt, ebenso traurig wie in mancher Nachbarrepublik, vielleicht Argentinien und Chili ausgenommen. Daß hierin die Regierung sowie Private den besten Willen zeigen, sei unbestritten. Dennoch geht die Ausführung angesehener Bauten in wahren Schneefengange vorwärts.

Heute wird ein Gebäude auf Regierungskosten angefangen, es wird feierlichst der Grundstein gelegt — mit dem stets unvermeidlichen Kaketengeknatter, denn ohne dieses kann sich der Südamerikaner überhaupt kein Fest denken, und morgen schon bleibt alles liegen bis — die Regierung wieder Geld schickt. Daß man diese unverantwortliche Gleichgültigkeit auch bei Eisenbahn- und Straßenbauten nicht überwindet, läßt sich durch nichts rechtfertigen. Nach brasilianischer Sitte wird mitten im tiefsten Urwald eine Kolonie anzulegen beschlossen und auch angelegt, abgesehen von aller Welt, ohne Weg und Steg. Niemand kümmert sich darum; die Kolonisten werden zunächst auf Regierungskosten dort hingeschafft und unterhalten; haben sie endlich etwas zu verkaufen, dann tritt die Notwendigkeit eines Verkehrsweges grell vor Augen, und nun wird alle mögliche Abhilfe versprochen, allein das Versprechen keineswegs so schnell ausgeführt. So kennen wir hier in der Provinz die Kolonie Assungy, die vor 14 Jahren angelegt wurde und heute noch keine Fahrstraße von dort hierher besitzt. Trotzdem dort das Land vorzüglich ist und die Kolonisten alle Bedürfnisse in Masse bauen, so kommt der Transport per Maulesel hierher nach Curitiba fast teurer als der Preis der Waare ist; und so ist es fast mit allen Kolonien. Projekte, ja, die schwirren massenhaft in den Köpfen herum, aber die Ausführung läßt eben verdammt lange auf sich warten. Die Eisenbahnen, selbst die, bei denen die Regierung die Zinsgarantie übernommen hat, bei denen im Bau äußerst langsam vorwärts, und so lange in dieser Richtung nicht die praktische Art der Nordamerikaner nachgeahmt wird, solange wird Brasilien, trotz seiner Naturreichthümer bloß vegetiren. Erst dann, aber auch nur dann — wenn die fruchtbaren und für europäische Kolonisation geeigneten Ländereien der vier Südprowinzen mit allen modernen Verkehrswegen versehen sein werden, ist Brasilien in die ersten Reihen der Kulturstaaten zu stellen.

Vollständige Aufhebung der Sklaverei wird hier seit langem angestrebt, und welcher Menschenfreund stimmte nicht mit Freuden ein! Obgleich nun bis zum Jahre 1890 alle in Brasilien lebenden Sklaven frei sein sollen, steht dennoch der Sklavenhandel zwischen verschiedenen Provinzen in Flor; die Provinzialassemblies (Landtag) tun ihr möglichstes, um dies zu verhindern; so erhebt die Provinz Amazonas für jeden einzuführenden Sklaven einen Zoll von 2 Rontos de Reis (= 400 Mark), Parana 1 Ronto, Rio Grande do Sul 500 Milreis. Wahrlich eine teure Waare, diese Neger in Brasilien, wird sich in Deutschland mancher Kohlenwerks- und Webereibesitzer, mancher Ritterguts- und Fabrikbesitzer denken, wahrlich, teuer, können wir hier umsonst haben — und wenn das bloß Zoll ist — wie teuer kommt denn dann so ein Stck von Arbeiter? Nun oft bis 3 Ronto (6000 Mark) und darüber. Es soll keineswegs gelugnet werden, daß auf den großen Plantagen im Innern die Neger noch bei schwerer Arbeit argen Mißhandlungen ausge-

setzt sind, aber die Hausflaven in den Städten sind besser daran als mancher deutsche Diensthote. Fern sei es von uns, der Sklaverei das Wort zu reden, allein ist diese einmal vollständig beseitigt, wird mancher Neger elend zu Grunde gehen, denn brutale Behandlung und Verrohung, welchen diese Nermisten zum Teil ausgesetzt sind, haben sie nicht das Glück der Selbstständigkeit kennen gelehrt und so unter das Vieh herabgedrückt. Von Haus aus sind die Neger durchaus gutmütige Menschen, aber der Egoismus des weißen Menschen, der selbst zur Arbeit zu faul, sieht in dem Schwarzen sein Lastthier und schämt sich nicht, vom Schweife des tiefverachteten Negers zu leben. Wir kennen sogar Deutsche, die sich ihre Sklaven kaufen und gelegentlich verkaufen. Lobend müssen wir hier eines Strikes gedenken, der vor wenigen Monaten unter den Sezern in Ceara, Hauptstadt der gleichnamigen Nordprovinz, ausbrach, dort sollten Artikel in den Blättern gegen die Abolitionisten veröffentlicht werden, allein die Sezer weigerten sich, die Schmähartikel zu setzen und die Sache unterblieb zum großen Aerger der Zeitungsbesitzer, denn die Herren Sklavenbarone sind eine noble Kundenschaft und bezahlen solche Artikel sehr gut. Diese Sezer sind durchweg Brasilianer, die noch keine Ahnung von der Solidarität der Arbeit haben und sich von rein philantropischen Ansichten zur Einstellung der Arbeit bewegen ließen.

Schon hält man Umschau nach anderen Arbeitskräften für die Zeit, daß die Sklaverei ganz aufgehoben sein wird, vor allem sind Chinesen vorgeschlagen und auch schon in der Provinz Rio versuchsweise eingeführt worden. Manche Zeitung ist voll des Lobes über die Anstelligkeit der bezopften Söhne des himmlischen Reiches.

Wir zweifeln nicht im mindesten, daß sich die Chinesen als gute Kolonisten für die Nordprovinzen, Rio mit eingerechnet, bewähren würden, denn Klima und Lebensweise eignen sich für diese Leute, aber wie es den Anschein hat, sollen die Chinesen durch „Kontrakte“ auf den großen Landgütern und in den Städten gebunden werden, so daß die schwarze Sklaverei abge schafft, die gelbe dagegen eingeführt würde, denn in der Tat wäre das Verhältnis dasselbe, nur die Form eine andere. In den Guano- und Salpeterwerken in Peru sind die dort arbeitenden Chinesen allen möglichen Mißhandlungen ausgesetzt, müssen sich Lohnabzüge, Kontraktbrüche, Prügel u. dgl. gefallen lassen. Dies alles würde sich hier gewiß auch wiederholen. Als freie Kolonisten, als wirkliche Ackerbauer, die sich Land erwerben und dasselbe behalten und bebauen, würden wir eine Einwanderung von Chinesen für die Nordprovinzen billigen. Die Provinzial-Assemblée von Sao Paulo läßt jetzt Einwanderer von den kanarischen Inseln hierherkommen, welche im Innern dieser Provinz als Kolonisten, vorzüglich für Kaffeebau verwendet werden sollen. Alle andere Einwanderung unterbleibt, doch soll, wie ich neuerdings erfahre, der Vertrag zwischen der Regierung und dem Hamburger Kolonisationsverein von 1849 auf ein Jahr erneuert werden. Darob großer Jubel in Israel und Dona-Franziska. Sollte die jezige „liberale“ Regierung dabei verharren, nicht bald einer Masseneinwanderung mit allen möglichen Bemühungen für das Wohl der Einwanderer die Wege zu ebnen, so wird dieses ungeheure Land, welches nur  $\frac{1}{3}$  kleiner ist als ganz Europa, davon den empfindlichsten Schaden haben, denn der eingeborne Brasilianer, der im Urwalde sitzt, hat die allerwenigsten Bedürfnisse, aber auch den größten Ekel vor der Arbeit. Er sitzt beim Feuer in seiner Hütte, dreht sich eine Maiszigarette um die andere und bekümmert sich um niemanden. Alle diese Leute sind arm, arm durch grenzenlose Faulheit, und da eine liberale Regierung auch ein liberales Wahlgesez haben muß, hob die jezige den von den Konservativen herrührenden Wahlmodus auf und stellte einen neuen fest, nach welchem jeder Wähler des Lesens und Schreibens mächtig sein sowie ein gewisses Einkommen nachweisen muß. Durch dieses nichtswürdige Verfahren wurde fast  $\frac{1}{3}$  der früheren Wähler ausgeschlossen, ausgeschlossen damit sich die Liberalen halten können. Als Grund führte die Regierung an, man wolle das Kaufen der Stimmen hindern. Gefauft wurden die Stimmen



in der Tat, denn bei früheren Wahlen erhielt jener Kandidat die meisten Stimmen, der das beste Essen und den meisten Wein zum besten gab. Daß es bei einer Wahl ohne Sandango (der brasilianische Nationaltanz) nicht gehen kann, war selbstverständlich. Diesen Tanz mitzumachen, oder doch anzusehen, löst der Mühe. Bei irgend einem eingebornen Brasilianer wird der Sandango angefangen. Alle Nachbarn kommen — natürlich alle zu Pferde — der „Saal“ ist hell beleuchtet, die „Musik“ in einer Ecke postirt, sie besteht aus einer Art von Guitarre und einer Art Trommel, über ein leeres Faß wird eine Kuhhaut gespannt und diese gewöhnlich von einem Neger auf das grausamste malträtirt; geht es aber nobel zu, ist auch eine Handharmonika dabei; nach dieser schauerhaften Musik tanzt nun die ganze Gesellschaft, ausnahmslos in Holzpantoffeln, was sich von außen anhört, als wenn drinnen gedroschen würde; nichtsdestoweniger amüsiert sich alles nach Herzenslust. Diesen Sandango muß jeder Kandidat geben. Als Wahllokal ist stets die Kirche bestimmt, und die ergötzlichsten Dinge fallen da vor, sah ich doch, wie ein „liberaler“ Doktor einen „konservativen“ Pfaffen ohrfeigte. Die Parteiwut geht soweit, daß selbst Schußwaffen dabei eine Rolle spielen.

Sollte noch wirklich eine allgemeine Naturalisation durchgesetzt werden, so wird auch dieses elende Nachwerk von Wahlgesez dem gleichen und direktem Wahlrecht weichen müssen, und das fürchten die Herrn Liberalen sehr.

Also zur Besserung und Entwicklung des Landes sind von der Regierung zu fordern: Einwanderung, Aufhebung der Sklaverei, allgemeine Naturalisation und direktes Wahlrecht. Durch Erfüllung dieser Bedingungen wird mancher Mißstand verschwinden, und sämtliche Bewohner werden sich als Brasilianer fühlen und am Wohl und Wehe des Landes teilnehmen.

Zum Schluß noch etwas von dem Herrn Dr. Zöllner (?), Mitarbeiter der „Kölnischen Zeitung.“ Dieser Schriftsteller von „Ruf“ bereiste auf Kosten der „Kölnischen Zeitung“ Südamerika. Fleißig, sehr fleißig erstattete der Herr Berichte an sein Blatt über Brasilien, zum großen Teile so konfusenes Zeug, daß selbst hiesige deutsche Blätter sich darüber aufhielten und die deutsche Zeitung von Porto-Alegre mit Prügel drohte. Auch hier in der Provinz Parana und zwar in den beiden Hafenstädten Antonio und Paranaqua trieb sich Herr Zöllner herum, wo es fast gar keine Deutsche gibt. Er hielt es aber auch garnicht für nötig hierher zu kommen und das Leben und Treiben der Deutschen hier in Curitiba und in den Kolonien kennen zu lernen, nichtsdestoweniger erschienen auch über die Provinz Parana Berichte. Dies erinnert mich recht lebhaft an den Journalisten Prell aus dem Roman „Dem Schicksal abgerungen“, in dem Jahrgang 5 der „Neuen Welt.“ Diesem Zöllner-Prell sprechen wir jedes Recht ab, über hiesige Verhältnisse mitzusprechen und sind seine Berichte vorsichtig aufzunehmen.

## Zu Raffaels 400jährigem Geburtstag.

Von Dr. Richard Ernst.

### I.

Wie in allen Künsten, waren es auch in der Malerei die Griechen, welche in ihr zuerst Vollendetes geleistet haben. Von den großen Wandgemälden des Polyklos, womit dieser geniale Künstler, ein älterer Zeitgenosse des Phidias, die öffentlichen Gebäude Athens schmückte, ist uns zwar nichts erhalten, so wenig als von den Staffeleibildern der späteren großen Maler Griechenlands. Aber wir können uns wenigstens aus den zahlreichen Wandmalereien der verschütteten und wieder ausgegrabenen Städte am Vesuv, Herculaneum und Pompeji, aus den schönen Darstellungen auf griechischen bemalten Vasen, die man in vielen Städten Italiens, Griechenlands und Kleasiens gefunden hat, wohin sie als Handelsartikel von Athen aus gekommen waren, und endlich aus den fertigen Mosaikfußböden, besonders dem schönsten Mosaik der Welt, der im Jahre 1831 in Pompeji ausgegrabenen Alexanderschlacht, eine schwache Vorstellung von der hohen Stufe machen, auf welcher die hellenische Malerei stand. Denn wenn die pompejanischen Wandgemälde und die griechischen Vasenbilder von schlichten Handwerkern herrühren, wie mögen da erst die griechischen Künstler gemalt haben! Auch die Beschreibungen von Gemälden, die wir bei alten Schriftstellern finden, wie auch ein Blick auf die Bildhauerei der Griechen lassen uns vermuten, daß die Malerei hinter den übrigen bildenden Künsten nicht zurückgestanden haben wird. Die Alten malten wie wir, entweder al fresco (auf den frischen, nassen Stuckbewurf der Wandfläche), oder sie schufen Staffeleibilder, die mit Wasserfarben auf eigens hierzu präparirten Holztafeln oder auch mit Wachsfarbe (in enkaustischer Manier) hergestellt wurden. Delmalerei kannten sie nicht; diese wurde erst im Mittelalter erfunden, verdrängte aber bald wegen ihrer großen Vorteile die antike Wachsmalerei. (Die Anwendung von Baum- und Nußöl für die Malerei kannte man schon um das Jahr 1000, jedoch erst im 15. Jahrhundert erlangte die Delmalerei durch die Brüder van Eyck ihre große Bedeutung.)

Nachdem in den Umwälzungen der Völkerwanderung die Künste des Altertums zu Grunde gegangen und Barbarei und Geschmacklosigkeit an deren Stelle getreten war, mußte, als die politischen Wogen sich wieder ebneten, auch die Malerei geradezu wieder von vorn anfangen, wozu auch wesentlich der Umstand

beitrug, daß man überall, wo sich noch Denkmäler antiker Kunst fanden, dieselben als Erinnerungen einer heidnischen Zeit ignorierte, wo nicht gar mit christlichem Fanatismus und Bandalismus zertrümmerte. Dies rächte sich so, daß eine Reihe von Jahrhunderten dazu gehörte, ehe die Malerei aus den starren Formen der byzantinischen Kirchenmalerei sich herausarbeitete und eine selbständigere Gestaltung gewann. Konstantinopel war als Siz des römisch-christlichen Kaisertums auch lange Zeit hindurch der einzige Siz der byzantinischen Kirchenmalerei gewesen. Ihre wahre Heimat und Blüte sollte diese Kunst aber in Italien finden.

Am Horizonte des mönchisch verfinsterten Mittelalters, in dessen Nacht Wissenschaft und Kunst elend verkümmerten, begann im 15. Jahrhundert die Bildungssonne des Altertums heraufzuleuchten, um das stocende Geistesleben der Völker Europas mit frischen, gefunden Säften zu beleben und eine neue Kulturperiode herbeizuführen. Das verachtete, verstoßene und verfolgte Heidentum, der Geist des römischen und weit mehr noch des griechischen Altertums in Wissenschaft, Poesie und bildender Kunst war es, was die in dogmatischem und scholastischem Blödsinn fast ersticte christliche Welt verjüngen mußte. Die edlen Geister der Antike lehrten zuerst die Menschen sich wieder als Menschen fühlen, sie brachten gegenüber der christlichen Verträstung auf das Jenseits wieder die Schönheit und Geltung des Lebens zu Ehren, sie weckten in tausend Herzen den Haß gegen die Tyrannei und das Hochgefühl der Freiheit, sie befreiten die gefesselte Vernunft und ließen die Wissenschaft einen grandiosen Aufschwung nehmen, der für alle Lebensgebiete die schönsten Früchte trug, und sie zeigte endlich der verirrtten Kunst den Weg zum wahrhaft Schönen und bereiteten ihr ein goldenes Zeitalter. Während in Deutschland aus dem Schoße des Humanismus, uns eine religiöse Revolution die Reformation, geboren wurde, blühte unter dem milden Himmel Italiens, dem eigentlichen Wiedergeburtort der klassischen Bildung, von wo aus das Interesse für klassische Kunst und Literatur sich über die andern Länder Europas ausbreitet, die Renaissance. Die Renaissance, sagt Ludwig Pfau, war die Reformation Italiens, und Raffael unterzeichnete mit seinem Pinsel die Scheidung der Kunst von der Kirche, wie Luther mit seinen Tesen die Scheidung der Kirche von der Wissenschaft verkündigte.





**Kinderquadrielle.**

Nach einer Photographie von H. Gendelsfelds „Cofien Wäntern“, (Deutscher a. W., S. N. G. Preßel.)



In Italien, wo man überhaupt der alten Kultur näher stand, zeigt sich das Wiederaufleben des klassischen Altertums schon von der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts an. Gelehrte Griechen, welche vor dem Ansturm der Türken nach dem Abendlande, besonders nach Italien flüchteten, verpflanzten dahin die Kenntnis der griechischen Sprache und Literatur, und kunstfreundliche Päpste, Fürsten und Patrizier, besonders die durch Reichtum und Talent ausgezeichnete Familie der Mediceer, erwarben sich große Verdienste um die Beförderung der klassischen Studien durch den Ankauf von Manuskripten, Anlegung von Bibliotheken, Gründung von Akademien und freigebige Unterstützung gelehrter und geistreicher Männer. Und wie sich das Interesse für alte Literatur zunächst darin betätigte, daß man von allen Seiten Manuskripte einsammelte, so äußerte sich der Eifer für antike Kunst zunächst dadurch, daß man die Trümmer von Gebäuden, Denkmälern und Tempeln der alten Welt sorgfältiger vor dem Untergang bewahrte und durch Ausgrabungen und Nachforschungen (welche die Auffindung des Apollo von Belvedere in Antium und der Laokoongruppe zur Folge hatte) das Verborgene ans Licht zu bringen suchte. Die italienischen Künstler begannen die Ueberreste der alten Kunst einem sorgfältigen Studium zu unterwerfen und übertrugen dann die Prinzipien und Formen des Antiken auf die Forderungen ihrer eigenen Zeit. Und wie an den Schöpfungen der Antike, so bildete sich das Auge des Künstlers auch durch das gründlichere Studium der Natur. Die Folge davon war, daß sich die Kunst von den typischen Formen mittelalterlicher Romantik abkehrte und dem Realismus der Natur sich zuwendete, und daß die Stoffe der christlichen Mythe und Legende nicht mehr in typischer Weise, sondern historisch, menschlich behandelt wurden: die Heiligen wurden wie die Götter Verkörperung menschlicher Vollkommenheit und Schönheit. Gleichzeitig wurden die Mythen und Historien des Altertums wieder lebendig als Vorbürse für künstlerische Darstellung, auch das Leben der Gegenwart erscheint der künstlerischen Behandlung würdig und ferner schärft sich der Blick für landschaftliche Schönheit. So tritt in der Architektur an die Stelle des gotischen Spitzbogensstil der griechische Säulenbau und die römische Kuppelform, während in Skulptur und Malerei der christliche Spiritualismus realistischer Naturwahrheit und blühender Fleischfreudigkeit weichen muß. Die letztere, die Malerei, schwingt sich nach und nach an die Spitze der bildenden Künste, und hier erheben sich nun vor dem umschauenden Blick, wie Lübke sagt, jene Heroengestalten der Kunst, welche die Bewunderung und die Liebe der Menschengeschlechter bis in die fernsten Zeiten sein werden. Den Reigen eröffnet die ernste Gestalt des großen Lionardo da Vinci\*, Architekt, Kriegs- und Wasserbaumeister, Bildhauer, Improvisator, Sänger und Musiker wie Gelehrter, und auf keinem dieser Gebiete Dilettant, vielmehr „überall Begründer und Entdecker“; dabei von ungewöhnlicher Schönheit, höchster und geübter Körperkraft, voll Geist und Witz. In seine Fußstapfen tritt, wie ein junger Herkules, übermütig, kraftvoll, Michelangelo\*\*, der zum erstenmal aus dem tiefsten Studium des klassischen Altertums jenen freien, großen Stil in die Kunst einführt, vor welchem selbst die bedeutendsten Schöpfungen der Vorgänger fast wie befangene Schülerversuche zusammenschrumpfen. Auch er ist in seinem Schaffen von wunderbarer Vielseitigkeit: in allen drei Künsten die großartigsten Meisterwerke als unerreichbare Vorbilder darstellend. Die Vollendung in lauterster Schönheit bringt dann Raffael, der den unsterblichen Hauch göttlicher Anmut über alles verbreitet, was seine Hand berührt; auch er ist nicht bloß in der Malerei, sondern ebenso in der Architektur, im Studium und Erforschung des Altertums erfahren. Daran reihen sich die Vollender rein

malerischer Darstellung, Giorgione\*), der seiner leidenschaftlichen Empfindung in einem glutvollen, mächtig akzentuierten Farbenvortrag zum Ausdruck verhilft und Tizian\*\*), der unübertroffene Meister des „blühenden Fleisches“, der seine Gestalten vom goldenen Licht eines reinen Aethers durchleuchten läßt, endlich Correggio\*\*\*), dessen luftdurchhauchte Gebilde sich in die durchsichtigen Schleier eines verstofflenen Hellbunkels hüllen. — So groß aber ist die schöpferische Kunst dieser Zeit, daß neben jenen höchsten Meistern ein ganzer Kreis von Sternen zweiten Ranges aufleuchtet, die jenen an Glanz nicht selten sehr nahe kommen und von der Intensität und Mannichfaltigkeit des künstlerischen Lebens im Cinque-cento Zeugnis ablegen. Noch jetzt ist es für den Wanderer wahrhaft staunenerregend, wenn er in Italien auf Schritt und Tritt, selbst in den kleinsten Städten, die glänzenden Schöpfungen dieser Zeit kennen lernt. So uner-schöpflich scheint dieser Reichtum, daß das kunstgesegnete Land noch überschwänglichen Besitz aufzuweisen vermag, obwohl es seit Jahrhunderten alle Museen und Privatkabinete Europas von Madrid bis Petersburg, von Pest und Wien bis Stockholm und London mit seinen Schätzen geschmückt und bereichert hat. Was die italienische Malerei damals Hohes geschaffen hat, gehört zu den köstlichsten Gütern der Menschheit, weil sie sich nicht begnügte, das einfach Natürliche und Wirkliche in ihren Gebilden zu erreichen, sondern aus den Meisterwerken der antiken Plastik wie aus dem eigenen aufs höchste gesteigerten Schönheitsgefühl den Trieb schöpfte, über das Alltägliche zu Gestalten höchster Schönheit und Idealität durchzudringen.

Dogma und Zubehör fingen an, in den Hintergrund zu treten, der klassische Humanismus ließ die erleuchteteren Geister dem Humanen im Christentum, in Lehre und Sage, sich zuwenden. Für die Kunst war dies nun ein doppelter Gewinn, mit dem Reinen der Antike verband sich die verfeinerte christliche, oder sagen wir lieber die moderne Etif, und während die antike Kunst mehr die körperlichen Vorzüge zur Darstellung brachte, Schönheit, Kraft u. s. f., war in der Renaissance sittliche Reinheit und Größe mit antiker Neußerlichkeit gepaart. Dem antiken Leib wurde eine moderne Seele eingehaucht, wie wir eine ähnliche Verschmelzung in einer Schwesterkunst, der Poesie, in Goethes Iphigenie, bewundern. †) — Wenden wir uns nun zum größten Maler der Renaissance. ††)

Keines Künstlers Leben ist auch nur von ferne dem des Raffael an Glück zu vergleichen. Keine Kämpfe gegen Not und Feindschaft bedrängten seine Jugend. Als Kind erregte er die größten Hoffnungen, schrittweise erfüllte und übertraf er sie und bald in einem Umfang, den niemand ahnen konnte. Als Franzesco Franzia zum erstenmal eines seiner Bilder sah, legte er den Pinsel nieder und starb vor Gram, daß er nun nichts mehr zu erreichen habe. Rasch entwuchs der Jüngling seinen Meistern. Was als das Wunderbarste an seiner Erscheinung hervortritt, das ist jene vollkommene Harmonie aller geistigen Anlagen, die selbst bei den größten Künstlern nur selten gefunden wird; in solcher Vollkommenheit wie bei ihm wohl nur noch bei einem einzigen innerlich nahe verwandten Meister einer andern Kunst, bei Mozart. Ist bei andern, selbst bei den ersten Meistern, irgend eine Richtung die vorwiegende, sei es die auf energische Charakteristik oder auf den höchsten Ausdruck des Erhabenen, so findet sich hier jeder Zug des geistigen Lebens zu unvergleichlichem Ebenmaß, zur vollendeten Schönheit verbunden. In seinen Werken begegnet uns wieder seine „edle Einfalt und stille Größe“, welche nach Winkelmanns tref-

\*) 1477—1511.

\*\*) 1477—1576, Haupt der venetianischen Schule. Unter seinen zahlreichen Werken sind sein Jünglingsbild (in der dresdner Galerie) und seine Venus und andere Frauenbilder die populärsten.

\*\*\*) 1494—1534. Sein bekanntestes Werk ist die büßende Magdalena (in Dresden), welche mehr eine Magdalena als eine Büßerin darstellt.

†) Vgl. hierzu die Artikel: „Die Religion der Vergangenheit und der Zukunft“ im vorigen Jahrgang der „N. W.“

††) Lübke, Geschichte der italienischen Malerei. Springer, Raffael und Michelangelo. Grimm, Ausgewählte Essays.

\*) 1452—1519, Stifter der lombardischen Schule. Sein bekanntestes Werk ist das Abendmahl, in Del auf die Wand des Refektoriums von Sta. Maria delle Grazie zu Mailand gemalt.

\*\*) 1475—1564. Besonders bekannt sind sein Moses (plastisches Werk) und seine Deckengemälde in der Sixtinischen Kapelle in Rom.



jendem Ausdruck die Blütezeit der hellenischen Kunst charakterisirt. Der menschliche Körper war seinen Händen anvertraut; die unmerklichsten Wendungen wußte er zu unterscheiden, Schönheit in jede Faser zu legen. Raffaels Gestalten erschöpfen die Möglichkeit menschlicher Bewegung, wie die Bildsäulen der Griechen die der menschlichen Ruhe, wie Shakespeares Dichtungen die der menschlichen Leidenschaft, Goethes Gedichte die der liebenden Betrachtung erschöpfen. Und wie ein Homerisches Distichon den Stempel Homers deutlich an der Stirne trägt\*), so die Geschöpfe Raffaels. Seine Werke sind ganz vollendet, sehen wir sie an, so steht unsere Sehnsucht still und verlangt nichts mehr. Wir wollen nur sehen, die Gedanken verschwinden, die Forderungen der Phantasie verstummen und sind befriedigt. Selbst wo er das Verderben und das Furchtbare darstellt, tragen seine Bilder eine klare Schönheit in sich, belasten niemals das Gemüth, das in Bewunderung versunken ist. Raffaels Werke sind wie goldene Kessel, die an einer ewigen Sonne reifen; seine Mühe sieht man ihnen an, arbeitslos scheint er sie hingeworfen zu haben, und doch zeigen seine Bilder ein Studium, das heute unerhört ist (ganz wie bei Mozart). Es quoll ihm aus den Fingern, es war keine Arbeit, wie einem Rosenbusch das Blühen keine Mühe macht; was er angriff, verwandelte sich in Schönheit. Mitten in ihr knickte sein Leben. Keine Abnahme seiner Kraft, kein Stehenbleiben, keine Manier ist bei ihm wahrzunehmen. Sein Leben entblätterte sich nicht langsam; plötzlich war er nicht mehr da. Er ging unter wie eine blühende Stadt, die ins Meer versinkt mit all ihrem Reichthum — wie Mozart. „Wen Zeus liebt, der stirbt jung,“ gilt von diesen beiden Lieblingen der Götter.

Ein Zauber umgab ihn und erfüllte die, denen er begegnete und die mit ihm zusammen waren. Harmonie war sein Leben, um mit Pythagoras zu reden. Seine neidlose Güte, sein reiner Sinn wird von allen Zeitgenossen einstimmig gepriesen und die Grazie seiner Seele strömte von ihm auf seine ganze Umgebung. Wo er arbeitete, verstummten Neid und Eifersucht unter den Künstlern, sie wurden einig und ordneten sich ihm unter. Es gibt kein erhabeneres, kein rührenderes Lob, als die Art, wie Vasari, der italienische Biograph Raffaels, dessen Oberherrschaft über alle Künstler nicht seiner Meisterchaft und der Klugheit seines liebenswürdigen Benehmens zuweist, sondern dem Genius seiner schönen Natur zuschreibt. Nicht allein preist er an ihm die Höhe und Vollkommenheit seiner Kunst, die nie jemand hoffen dürfe, übertreffen zu können, sondern fast noch mehr rühmt er seine edlen Sitten, sein leutseliges Wesen, das herzliche Verhältnis zu seinen zahlreichen Schülern und am meisten bewunderungswürdig findet er, daß der Himmel ihm die Kraft verliehen habe, im Künstlerkreise zu erwecken, was wider die Natur der Maler streite; denn alle Maler, nicht nur die geringen, auch die großen, welche auf ihren eigenen Ruhm bedacht waren, arbeiteten unter ihm in unerhörter Eintracht. Zwistigkeiten und böse Gedanken fielen tot zu Boden. „Jede üble Laune“ — sind Vasaris eigene Worte — „schwand, wenn sie ihn sahen, jeder niedrige Gedanke war aus ihrer Seele verschwecht, und dies kam daher, daß sie durch seine Freundlichkeit, durch seine Kunst und mehr noch durch die Macht seiner schönen Natur sich überwunden fühlten.“ Unverständigen Tadel wußte er fein abzufertigen. Als einmal zwei Kardineale an einem Gemälde die Köpfe der Apostel Petrus und Paulus zu rot fanden, äußerte Raffael: „Sie erröten vor Scham darüber, daß ihre Kirche von Leuten wie ihr seid verwaltet wird.“ — Des Ruhmes genoß Raffael wie kein Sterblicher vielleicht vor ihm und nach ihm. Wie ein Fürst lebte er. Vasari erzählt, daß er selten von seinem Hause zum Vatikan gegangen sei, ohne von „wohl fünfzig guten und vorzüglichen Malern“ umgeben zu sein, die ihn durch ihr Geleit ehren wollten. Der Papst, der ihn wie einen Freund empfing, kannte ihm gegenüber keine Grenze der Freigebigkeit. Das aber verführte seine Bescheiden-

heit nicht. Auch wirft ihm niemand vor, daß er Schätze gesammelt, daß er nach Gold und Ruhm geizig habe. Seine Kunst war sein Glück — den Bildner der Schönheit hatte die Natur mit hoher Schönheit ausgestattet. Bezaundernde Anmut war über sein edles Antlitz ausgegossen und umfloß seine feine Gestalt. Er liebte die Frauen, wie Mozart und Goethe. Vasari erzählt, wie ihn einst die Liebe von aller Arbeit abzog und seine Freunde zuletzt keinen andern Rat wußten, als daß sie die schöne Frau zu ihm aufs Malergerüst brachten, wo sie nun den ganzen Tag bei ihm saß und er sie arbeitend nicht entbehrte. Vermählt war er nicht. Der Kardinal Bibiena bot ihm die Hand seiner Nichte an, aber Raffael verzögerte die Heirat von Jahr zu Jahr und starb unvermählt. Ob er die künstlerische Freiheit sich nicht beschränken wollte? Wer weiß es? Ueberall, und so auch bei Künstlern, ist es ein trauriger Anblick, wenn Weib und Kind die freie Arbeit zur drückenden Last machen; allein Beispiele dieser Art ließen sich ebensovielen gegenüberstellen, wo eine glückliche Ehe der reinsten Antriebe zur Arbeit und wahren Entwicklung ward. Es ist dies eben ganz individuell. Auch Lionardo da Vinci, Michel Angelo und Tizian waren unverheiratet. Legitime Verbindung durch die Kirche und vor dem Gesetz war damals nicht die Bedingung, an welche sich die Gunst schöner Frauen knüpfte. Es war kein Vorwurf, ein uneheliches Kind zu sein. Tizian hatte Kinder, welche er glänzend ausstattete. —

Hoch auf einem östlichen Ausläufer der Apenninenkette, wo sich die Mark Ancona von Umbrien und Toskana scheidet, liegt das kleine Städtchen Urbino in stiller Einsamkeit des Gebirgs, altertümlich und malerisch mit engen gewundenen Gassen, mit zahlreichen Kirchen und Klöstern, ehemals die Residenz der Herzoge von Urbino, deren kühn auf steilem Felsen thronendes Schloß das Städtchen überragt. Von hier schweift der Blick über die Obstgärten der nächsten Umgebung zu den waldigen Hügeln über eine weit ausgebreitete Gebirgslandschaft, die mit ihren sanften Wellenlinien und einzelnen hervorragenden Kuppen sich bis zum adriatischen Meer hinabsenkt. Hier steht noch in einer der steilen Gassen, die zum Schloß hinaufführen, das bescheidene Haus, in welchem am Charfreitag, den 28. März 1483, Raffael geboren wurde. Sieben Monate später in demselben Jahre erblickte in einem unscheinbaren Städtchen Norddeutschlands Luther das Licht der Welt. In beiden großen Männern, sagt Lübke, brachte die Zeit zum höchsten Ausdruck, was an treibenden Kräften in ihr lag. Wandte in Deutschland sich alles auf die religiöse Seite und führte zur Erneuerung und Befreiung des inneren Lebens, so blieb Italien seiner durch Jahrhunderte befolgten Mission treu, die Welt der Erscheinungen im künstlerischen Ideal zu verklären, die neubelebte Antike mit den christlichen Anschauungen zu vermählen. In Raffael sollte dies Streben seinen reinsten Ausdruck gewinnen. — Die ersten künstlerischen Anregungen empfing Raffael von seinem Vater, Giovanni Santi, einem wackeren Maler, von dem noch jetzt mehrere Gemälde vorhanden sind. Als einziges Kind — drei später geborene Geschwister starben früh — wuchs Raffael, von zarter Mutterliebe bewacht, heran bis zum achten Lebensjahr, in dem ihm die Mutter Magia, eines Kaufmanns Tochter, durch den Tod entrißen wurde. Schon nach kaum acht Monaten suchte sich der Vater eine neue Hausfrau und verband sich mit Bernardina, der Tochter eines Goldschmieds. Der kleine Raffael scheint von der Stiefmutter nicht eben liebevolle Behandlung erfahren zu haben, und seine Lage wurde drückend, nachdem er 1494 auch seinen Vater durch den Tod verloren hatte. Auch der Bruder seines Vaters, der Priester Don Bartolomeo Santi, scheint sich als Vormund seiner nicht sonderlich angenommen zu haben. Dagegen knüpft sich ein Verhältnis inniger Liebe zu dem Oheim mütterlicherseits, Simone Ciarla, der väterlich für den Knaben sorgte und ihn später nach Perugia zu Meister Pietro Perugino, Repräsentant der umbrischen Schule (1446 bis 1524), in die Lehre brachte. Bei Perugino erhielt er die tüchtige Anleitung einer soliden Werkstatt, und die seelenvolle Anmut des Meisters, der damals in der Reife des Mannes-

\*) Die Alten sagten: So wenig dem Herkules seine Keule, ebensowenig kann dem Homer ein Vers entrißen werden.



alters stehend, die Höhe seiner künstlerischen Entwicklung erreichte und seine edelsten Schöpfungen hervorbrachte, entsprach der reinen Stimmung seines eigenen Gemüts und klingt in seinen Jugendwerken lebhaft nach. Es liegt in der Natur einer so normalen Entwicklung wie die Raffaels, daß er mit der gläubigen Hingebung jugendlicher Begeisterung die Formen seines verehrten Meisters getreulich nachahmte, wie man das in ganz ähnlicher Weise bei Mozart bemerkt. Wenn damals schon ein Unterschied hervortritt, so ist es höchstens der, daß die religiösen Aufgaben dem Jünglinge noch ganz anders Herzenssache waren als dem reifen Meister, und daß daher seine Gestalten einen geheimnisvollen Zug rührender Seelenschüchternheit verraten. Das gilt namentlich von einzelnen seiner frühesten Madonnenbildern. Keine Schule hat so oft und mit solcher Hingebung dieses Thema in der ganzen Züchtigkeit idyllischen Glücks geschildert wie die umbrische, und kein Maler hat dasselbe in so mannichfaltigen Variationen mit höchster Meisterschaft dargestellt als Raffael. Es mag darum hier der Ort sein, etwas näher auf dasselbe einzugehen. Bildliche Darstellungen einer Gottesmutter nebst Sohn begegnen uns schon bei den ältesten Völkern, bei den Chinesen, Japanesen und Ägyptern, welche letztere die Gottesmutter Isis bildeten, wie sie ihren Sohn Horus säugt, und nach der Vermutung mancher Archäologen hat diese in Ägypten von Alters her sehr gewöhnliche Darstellung den originalen Typus abgegeben sowohl für die indische Darstellung der Gottesmutter Dabaki mit dem Krischnakind an der Brust\*), als für die christliche Madonnendarstellung mit dem Jesuskind, und wie D. Pfeleiderer mit Recht hervorhebt, gewinnt diese Vermutung an Wahrscheinlichkeit dadurch, daß die kultische Verehrung der Maria als Gottgebäuerin unter dem Einfluß der ägyptischen Theologen des 5. Jahrhunderts aufgekommen ist. Aber welcher Unterschied zwischen den älteren Madonnenbildern und denen der Renaissance. Vielleicht nirgends springt der Gegensatz der religiösen Kunst im kirchlichen und im humanen Sinne greller ins Auge. Die byzantinischen Madonnen muß man sehen, wenn man wissen will, was religiöse Kunst im kirchlichen Sinne ist. Der Gläubige, sagt L. Pfau, der diese ausgemergelten, hüftelosen, brustberaubten Götzenbilder verehrt, darf lediglich an die unbefleckte Empfängnis, an die übernatürliche Fortpflanzung, an die wunderbare Fleischwerdung beliebiger Generationen glauben; denn ein derartiges Weib kann unmöglich auf natürlichem Wege empfangen, noch empfangen worden sein. Bis ins 15. Jahrhundert hat die Kunst solche entfleischte, schönheitsfeindliche Madonnen-Götzenbilder oder doch von allem Irdischen und Sinnlichen freie Marien hervorgebracht, bis die Meister der Renaissance die Kunst aus den Banden der Kirchlichkeit erlösten und statt den Gottessohn vielmehr den Menschensohn und seine Mutter verherrlichten. Hauptsächlich aber war es Raffael, welcher die Madonna vom kirchlichen Boden ablöste und aus dem besonderen Glaubenskreise zu allgemeiner menschlicher Bedeutung, aus der dunklen und dumpfen Welt der Bekennnisse in das Reich der lichten Empfindung emporhob. Für diese menschliche Auffassung des Marienbilds besaß Raffael in der florentinischen Kunst bereits mannichfache Vorgänger. Dem Beispiele des Bildhauers Donatello (Florenz 1386—1466) und anderer Plastiker folgend haben auch schon die Filippo, Filippino Lippi u. a. die frühlich liebende, jugendlich schöne Mutter in das Leben gerufen. Sie malten, wie das Kind an der Mutter emporklettern, sich dieser zärtlich anschniegte; sie schildern, wie die Mutter ihrem Erstling eine Frucht, ein Spielzeug zeigt. Aber das Hauptmotiv bei ihnen bleibt doch die Anbetung des Christkinds durch die Madonna, welche mit gefalteten Händen vor demselben kniet oder von Engeln sich dasselbe reichen läßt. Die alte Tradition wirft auf ihre Darstellung einen, wenn auch leichten Schatten, während bei Raffael die neue Auffassung ganz ungetrübt und ungehemmt herrscht. Etwa ein halbes Hundert Madonnen hat Raffael geschaffen und in ihnen besonders offen-

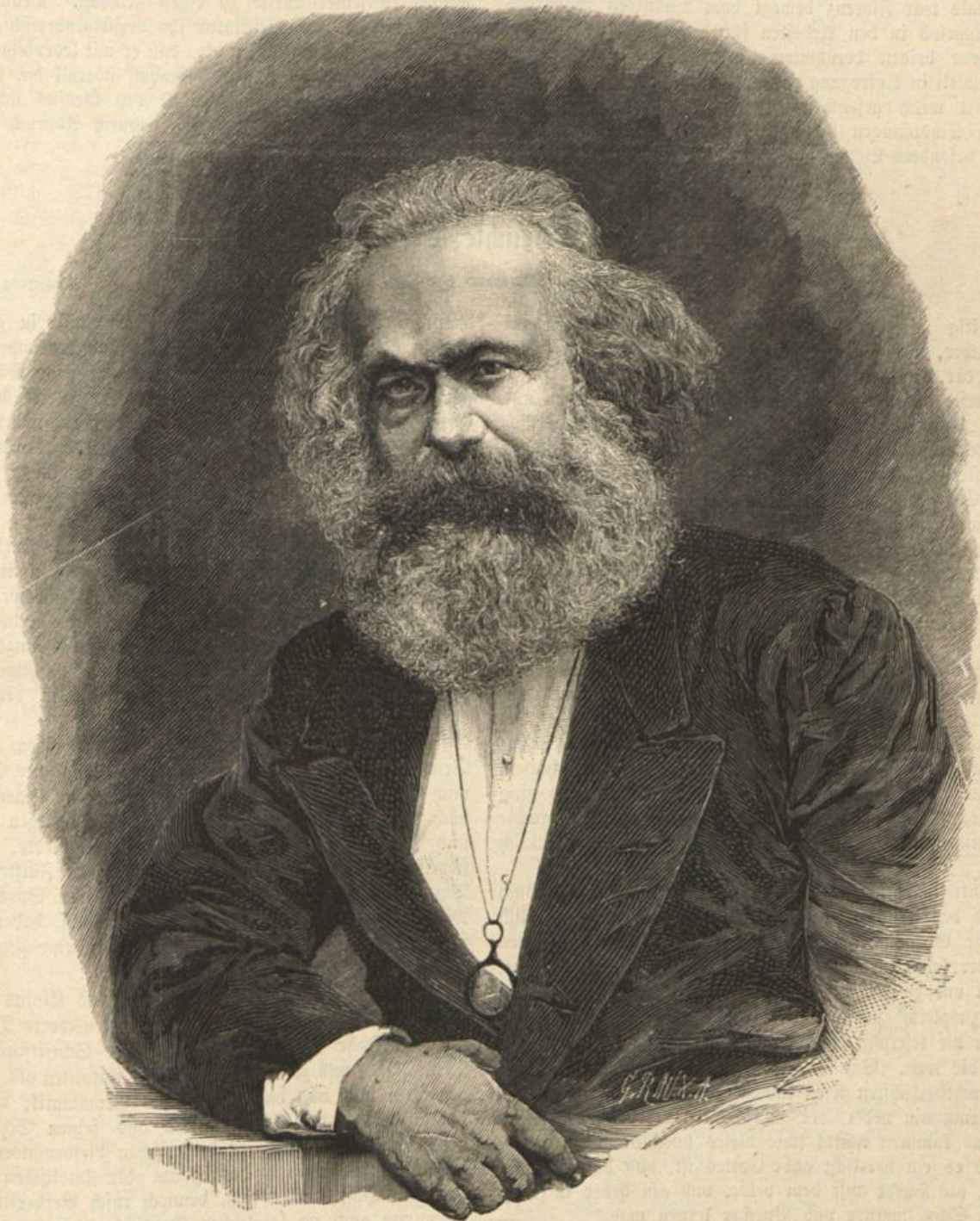
bart sich der uner schöpliche Reichtum seiner Phantasie, welche selbst bei engbegrenztem Inhalt in immer neuen Formen sich ergeht. Freilich ein dankbarer Stoff für die Malerei läßt sich kaum denken. Gibt es etwas Erhabeneres in der Welt als die Mutterchaft? Die Liebe der Mutter zum Kinde ist selbstlos, frei von jedem sinnlichen Zuge, feinsch und doch glühend, von unennbarer Süße und Züchtigkeit. Veranschaulichend im Augenblicke wirkt wohl die Hingabe der Jungfrau an den Jüngling, einzelne zärtlichere Ausbrüche kennt die Neigung der Gatten zu einander, aber keine Empfindung kann sich an idealem Schwung, an Reinheit und gleichmäßiger Wärme mit echter, tiefer Mutterliebe messen. Sie verschönt selbst das häßliche Weib, sie erhebt die schöne Frau zur Göttin. Darum üben die anmutigen Marien Raffaels, die hold verschämt zu ihrem Erstling herablickten, ihn an den Busen drücken, sein Erwachen, seine Spiele belauschen, mit einem Wort, die ganze reiche Mannichfaltigkeit von Mutterliebe, Mutterfreude und Mutterstolz in ihren Aeußerungen offenbaren, einen so unsäglich Zauber. Sie sind lieblich und holdselig, mit einem Reiz übergoßen wie die Rose duftend von Morgentau. Man betet nicht zu ihnen und dennoch sind sie die wahren Heiligen, in ihrer Nähe atmet man himmlische Reinheit und süßen Frieden.

Raffaels Madonnen nur aus seiner frühesten Jugendzeit haben einen fast noch kindlichen Hauch von Jungfräulichkeit. Unschuldsvoll schlugen sie die Taubenaugen nieder, blickten in das Gebetbuch oder auch liebevoll auf das Kind. Die Formen haben etwas knospenhaft Geschlossenes, namentlich gilt das von dem bisweilen etwas zu kleinen Mägdchen. Der holdste Seelenfriede einer Jugendzeit, welche die Welt nur aus dem klaren Spiegel des eigenen schönen Gemüts kennt, ist mit unsäglichem Zauber darüber ausgegoßen. Ein solches Raffaelsches Jugendwerk besitzt die Gallerie in Berlin. Die sitzende Madonna hält in der Rechten ein Gebetbuch, in welches sie blickt, während sie mit der Linken leicht das Füßchen des auf ihrem Schoße sitzenden Kindes berührt. Dieses blickt zu ihrem Buche hinauf und hält einen Stieglitz im linken Händchen. Die Komposition ist überaus anmutig in den Linien, das rote Kleid der Madonna, der blaue Mantel, der das liebliche Köpfchen einrahmende Schleier zeigen in ihren goldgestickten Säumen und anderen Zierraten die liebevollste Sorgfalt der Ausführung; die Farbe hat den tiefen Goldton und leuchtenden Schmelz der umbrischen Schule, die Köpfe verraten ein eigentümliches Ringen mit der Form, das noch nicht zu freiem Flusse sich entfaltet. Derselben Epoche gehört die ebenfalls im berliner Museum befindliche Maria mit dem Kinde nebst dem heiligen Franziskus und Hieronymus an.

Wie Raffael schon damals aus der Schaar seiner Mitstrebbenden durch hohe Begabung hervorragte, erkennen wir aus dem Umstand, daß ihm in so zartem Alter mehrere ansehnliche Aufträge zuteil wurden. Neben zahlreichen religiösen Darstellungen finden sich aus der Jugendepoche Raffaels einige Arbeiten, die ihn auch auf dem profanen Gebiet der Allegorie und des Mythos bewandert zeigen. Den Abschluß dieser ersten Epoche bildet die berühmte „Bermählung der Maria“, ein Auftragswerk für die Stadt Città di Castello, als Altarbild gemalt im Jahre 1504. In der französischen Zeit 1798 von einem General lombardischer Abkunft entführt, gelangte das Bild später in die Gallerie Brera nach Mailand. Perugino hatte neun Jahre vorher denselben Gegenstand für den Dom von Perugia ausgeführt; das Bild besitzt gegenwärtig das Museum in Caen. Ein Vergleich beider Arbeiten zeigt deutlich, wie stark der Genius des Jüngers den des Meisters schon damals überflügelte. Im wesentlichen der Komposition seines Meisters sich anschließend, ist Raffael doch voll Selbständigkeit weit darüber hinausgegangen und hat dieselbe zu solch freier Anmut und Lebendigkeit entwickelt, daß wir schon auf den gewöhnlichen Holzschnitten dieses fesselnden Bildes den Finger dessen erkennen, der die Sixtina geschaffen. Raffael hatte mit dieser Schöpfung sich selbst seinen Meisterbrief geschrieben. Die Schule Peruginos konnte ihm nichts mehr bieten. Es drängte ihn hinaus

\*) Krischna ist der Gott des Friedens und der Liebe und der Krischnamythus hat auffallend viel Ähnlichkeit mit dem Jesusmythus.





Karl Marx.

Geb. 2. Mai 1818, gest. 14. März 1883.



in die freie Welt, seine Anschauungen zu erweitern und zu bereichern.

Diesem Drange zu genügen, begab sich der einundzwanzigjährige Künstler im Herbst desselben Jahres nach Florenz. Welche Stadt hätte Raffael mehr anziehen können, als diese Wiege der Kunst, vor allem der Malerei, von deren Ruhm die Welt erfüllt war bis in die fernsten Täler des stillen Umbriens. Gerade damals war Florenz bewegt vom Wettstreit Lionardos und Michelangelos in den Arbeiten für den Saal des Palazzo Vecchio. Jene beiden berühmten Kartone, welche die ganze florentinische Welt in Aufregung versetzen sollten, entstanden gerade damals. Mit welcher gespanntem Interesse mag Raffael diese bewunderten Schöpfungen betrachtet haben! Es scheint, daß sich Raffael besonders Lionardo, der damals auf der Höhe seines

Ruhmes stand, verehrungsvoll zuneigte. Der Einfluß von Lionardos Formengebung und Malerei ist in den Werken Raffael's aus jener Zeit nachweisbar. Besonders aber schloß er sich dem edlen Fra Bartolomeo (1475—1517) an, mit welchem er in lebhaften künstlerischen Austausch trat. Den großartigern Zug im Aufbau kirchlicher Gemälde, den tiefen Schmelz des Kolorits in den Werken dieses Meisters hat sich Raffael in seiner Weise zu eigen gemacht. Denn unter den Gaben, mit welchen die Natur ihn verschwenderisch ausgestattet, war eine der vortrefflichsten die, daß er mit lebendiger Empfänglichkeit jede Richtung in sich aufnahm, überall das seiner Natur Gemäße mit dem sichern Instinkt des Genius sich aneignete, ohne jemals an seinem Eigensten dadurch Abbruch zu erleiden.

(Fortsetzung folgt.)

## Allerlei aus der Geschichte der deutschen Sprache.

Von Bruno Geiser.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Gleichzeitig mit der Anleitung zum Deutschschreiben erschienen Bücher, welche hauptsächlich den Zweck hatten, Unterweisung in der Kunst zu lesen zu bieten.

Das älteste dieser Bücher ist im Jahre 1529 erschienen und nennt sich: „Encheridion. Das ist, Hantbüchlin teutscher Orthographie, Hochteutsche Sprach, artlich zuschreiben und lesen, sampt einem Registerlein über die ganze Bibel, wie man die Allegationes und Concordantias, So im Neuen Testament, neben dem Text vnd sonst, mit halb latinischen Worten verzeichnet. Auch wie man die Ziffer und teutsche taal verstehen soll. Durch Johannem Kolrost, Teutsch Lesermaystern zuo Basel Gemachte.“

Die Kunst, deutsch zu lesen, begann dazumal ungemein wichtig zu werden dank der lutherischen Bibelübersetzung. Die Kämpfe der Reformation regten die Gemüter auf, um die Tat der Bibelübersetzung ins Deutsche regten sich abertausend Meinungsstreitigkeiten. Nun die christliche Religion selbst aus ihrer Urquelle, eben dieser Bibel, kennen zu lernen, war das Bemühen und Sehnen aller, die für die öffentlichen Angelegenheiten damaliger Zeit ein Herz oder wenigstens ein Ohr hatten. Da aber das Lesen eine wenig verbreitete Kunst war, so ging man allerwegen daran, sie zu lehren und zu lernen, und brachte es damit binnen verhältnismäßig kurzer Zeit ziemlich erfreulich vorwärts.

So konnte Valentin Jäckelamer, der just als Francks Buch erschien und den Wunsch laut werden ließ, es möchte endlich eine deutsche Grammatik geschrieben werden, mit dem ersten Versuch einer solchen Grammatik vor das Publikum trat, sagen:

„Es ist one zweifel heyt kaum ain werck oder creatur auf erden, die zuogleich zuo Gottes ehr vnd unehr mehr gebraucht würdt dann die leskunst, mit schreibung viler quoter vnd boeser buecher in die welt. Vnd die es zuo zeyten am besten machen, oder am fruchtbarlichsten lesen künften, denen mangelts am lesen. Es würdt auch ain yeder, der zum rechten versprung des lesens gedencken vnd kummen würdt (wie dieses buechlin anzaiget) erkennen, das es ein herrlicht gabe Gottes ist, vnd das sey ainer solchhawer, ain Hyrdt auff dem velde, vnd ain yeder in seiner arbeit vom Schuolmaister vnd Buecher lernen mag.“

Zum Lesenlernen mag Jäckelamers Grammatik in der Tat auch beigetragen haben, zur wissenschaftlichen Einführung in den grammatischen Bau der deutschen Sprache genügte sie jedoch bei weitem nicht und erst in der um fast fünfzig Jahre später erschienenen Grammatik des in Herzberg an der schwarzen Elfter geborenen Schulmannes Johannes Klaj, gewöhnlich Clajus genannt, gelang es einem Deutschen, die hauptsächlichsten Grundzüge der deutschen Schriftsprache darzulegen. Clajus war es auch, der die Sprache Luthers als die einzig mögliche Grundlage der deutschen Schriftsprache erklärte. Die Begründung, wie er zu dieser völlig zutreffenden Erkenntnis gekommen sei, dürfte für manchen an die Anschauungen der neuesten Zeit Gewöhnten fast komisch klingen. Er schreibt nämlich: „Diese Kenntniß (der

deutschen Sprache) habe ich in diesem Buche in grammatische Regeln gefaßt, die ich aus der Bibel und den andern Schriften Luthers gesammelt habe. Denn ich halte seine Schriften nicht sowohl für die eines Menschen als für Werke des Heiligen Geistes, der durch einen Menschen gesprochen, und bin durchaus der Ueberzeugung, daß der Heilige Geist, der durch Moses und die andern Propheten rein hebräisch und durch die Apostel griechisch gesprochen hat, auch gut Deutsch gesprochen habe durch sein erwähltes Werkzeug Luther.“

Die Sprache Luthers war übrigens durch Luther nur zur Anerkennung als Büchersprache gekommen, von ihm nur mit genialer Kraft und Sicherheit gehandhabt, keineswegs aber von ihm erfinden oder durchgreifend verändert und verbessert worden.

Völlig dem entsprechend, was Fabian Franck über diese für die Geschichte des Neuhochdeutschen so wichtige Angelegenheit geschrieben, spricht sich Luther selbst in den Tischreden darüber aus:

„Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, das mich beide Ober vnd Niderlender verstehen mögen. Ich rede nach der Sechsischen Cangeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichstädte, Fürstenhöfe, schreiben nach der Sechsischen und unsern Fürsten Cangeley! Darumb ist auch die gemeinste Deutsche Sprache. Kaiser Maximilian vnd Churf. Friede H. zu Sach. haben im Römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen.“

Daß Luther das Rechte getroffen und Clajus dies richtig erkannt hatte, beweist die höchst bemerkenswerte Tatsache, daß um das Jahr 1600 Luthers Sprache Schriftsprache in ganz Deutschland, und zwar ebensowohl bei Katholiken als Protestanten, geworden war und daß des Clajus Grammatik, die nicht nur überall auf Luther hinwies und aus seinen Schriften Zitate brachte, sondern ganz im lutherischen Reformatoreneifer gegen katolisches Wesen und das Haupt der katholischen Christenheit grimmigen Haß merken ließ, dennoch rasch Verbreitung und Anerkennung auch im katholischen Deutschland fand und mit ihren elf Auflagen von 1578 bis 1722 bei weitem die meistbenutzte Grammatik des 16. und 17. Jahrhunderts geblieben ist.

Das durch die Reformation geschaffene Bedürfnis, deutsch lesen zu lernen, kam denn auch der Volksschule in Deutschland ungemein zu statten, die bis dahin, in wenigen embryonalen Einrichtungen, ein vernachlässigtes und einflußloses Dasein geführt hatte.

Schon die von Herzog Christoph von Württemberg 1559 gegebene Schulordnung handelt in einem besondern Abschnitt „Von Deutschen Schulen“, wonach der Schulmeister die Kinder erst lesen lehren soll und „so dann das Kind ziemlich wol lesen kan, als dann dasselb mit schreiben vnderrichte, vnd die Vor-schriften in ein sonder Büchlin, so das Kind dazu haben soll,



im vorzeichnen, und sich befeissen, gute teutsche Buchstaben zu machen."

Mit den deutschen Schulen ließ sich Herzog Christoph indes nicht genügen; neben diesen und den natürlich ihnen übergeordneten lateinischen Schulen ordnet er die Einrichtung besonderer Anstalten zur Heranbildung von Schreibern an, und zwar zu Stuttgart, Tübingen und Urach, „dieweil an gutten Landtschreibern vnd Rechnern bey vnser Landtschafft, Stetten, vnd Stattschreibereien nit kleiner mangel, vnd darnacht vns vnd den gemeinen nutz, auch gutter Haushaltung nit wenig daran gelegen sein will."

In der gelehrten Schule herrschte während des 16. Jahrhunderts die lateinische Sprache noch in aller Unumschränktheit, ohne daß die Reformation und Luthers Bibelübersetzung daran wesentliches zu ändern vermochten.

So verordnet die Kurpfälzische Schulordnung von 1526 noch: „Erstlich, sollen die Schulmeister vleis adern, daß sie die kinder allein lateinisch leren, nicht deutsch oder gretisch, oder ebreisch. Es sollen auch die knabe dazu angehalten werden, das sie lateinisch reden, Vnd die Schulmeister sollen selbs, so viel müglich, nichts denn lateinisch mit den Knaben reden."

Auch Johannes Sturm, der berühmteste und einflußreichste protestantische Schulmann des 16. Jahrhunderts, duldet in den gelehrten Schulen nur das eine Ziel, die Schüler zu trefflichen Lateinern und Griechen, insbesondere zu Jüngern und Nachahmern ciceronianischer Beredsamkeit zu machen. So verordnete er 1538 als Organisator des eben ins Leben tretenden Straßburger Gymnasiums, mit dem übereinstimmend die meisten übrigen Lehranstalten im protestantischen Deutschland eingerichtet wurden, daß die Schüler immer nur lateinisch sprechen sollten und alles daran gesetzt werden müsse, die verloren gegangene Kunst der Griechen und Römer im Lehren, Reden, Disputiren und Schreiben ihrer Sprachen wiederzugewinnen.

So falsch und verderblich dieser Grundsatz für die Geistesbildung in Deutschland war, so tüchtig und energisch wurde er von dem selbst vorzüglich beanlagten Pädagogen Sturm durchgeführt. Die Schüler strömten nach Straßburg nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus Frankreich, Dänemark, England, Polen und Portugal, und 1567 wurde Sturms sehnlichster Wunsch erfüllt, indem Kaiser Maximilian II. dem Straßburger Gymnasium die Privilegien einer Akademie verlieh, d. i. eines Mitteldings zwischen Gymnasium und Universität, zu welcher letzterer, als dem höchsten Range unserer Bildungsanstalten, sich die Straßburger Lehranstalt 1621 emporzuschwang. Bis 1583 blieb Sturm Receptor perpetuus (ständiger Leiter) der Akademie, und als er endlich 76 Jahr alt seiner Aemter enthoben wurde, geschah es nicht, weil ihm die Pädagogik seiner Zeit über den Kopf gewachsen wäre, sondern in Folge der theologischen Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Reformirten.

Wurde auch hier und da von einem andern Schulmann derselben Epoche, wie z. B. von dem gelehrten Organisator des Augsburger Gymnasiums zu St. Anna, Hieronymus Wolf, der deutschen Sprache wenigstens als Hilfsmittel beim lateinischen und griechischen Unterricht mehr Bedeutung zuerkannt, als dies seitens Sturms geschah, so blieb doch unsere Muttersprache an den gelehrten Bildungsanstalten noch weniger als ein Aschenbrödel bis zu dem Auftreten des 1591 geborenen Hofsteiners Wolfgang Ratich, Ratichius genannt, der am 7. Mai des Jahres 1612 „dem Deutschen Reich" auf dem Wahltag zu Frankfurt ein Memorial übergab, worin er eine ganz neue Methode der Pädagogik einzuführen und mit dieser Einführung die herrlichsten Erfolge für das deutsche Geistesleben zeitigen zu können versprach.

Der Grundgedanke, aus dem Ratichius seinen Lehrplan entwickelte, war zweifellos richtig und heilbringend: zuerst solle die Jugend ihre Muttersprache recht und fertig lesen, schreiben und sprechen lernen, denn diese sei das nützlichste Werkzeug zur Aneignung aller andern notwendigen Kenntnisse und Fertigkeiten. In allen Fakultäten könne und solle man sich deutsch statt lateinisch ausdrücken lernen und deutsch lehren, dadurch werde

Lehrern wie Schülern viel Zeit und Plage erspart und der Verstand viel besser gebildet werden als bisher.

Dieser zutreffende Grundgedanke gebar auch wohl die bedeutamen Erfolge des Ratichius. Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, Landgraf Ludwig von Darmstadt, die verwitwete Herzogin von Weimar, Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen, der schwedische Kanzler Ogenstern und die Räte der freien Städte Frankfurt und Augsburg bewiesen lebhaftes und hilfereites Interesse für die Pläne des kühnen Schulreformators. Der darmstädter Landgraf ließ dieselben von den zwei berühmten gießener Professoren Helvicus und Jungius, die Herzoginwitwe von Weimar durch die jenenfer Gelehrten Graver, Brendel, Walter und Wolf prüfen und beide Prüfungen förderten vortheilhafte Berichte zutage.

Die zur Abgabe ihres Gutachtens aufgeforderten Gelehrten nahmen nicht Anstand, sich mit Ratichius wider die lateinische Sprache als Sprache des Unterrichts und für die deutsche zu erklären. Die Muttersprache, meinten sie, müsse „recht und künstlich gelehrt werden"; „zudem," führte Helvicus aus, „ist es auch die lautere Wahrheit, daß alle Künste und Wissenschaften, als Vernunftkunst, Willen und Regierkunst, Maß, Wesen und Naturkundigung, Arznei-, Figur-, Stern-, Bau-, Befestigung, oder wie sie Namen haben mögen, viel leichter, bequemer, richtiger, vollkommlicher, und ausführlicher, in deutscher Sprach können gelehrt und fortgepflanzt werden, weder jemals in griechischer, lateinischer oder arabischer Sprache gesehen ist."

Indessen erging es dem Ratichius auf dem Felde der Praxis, wie es allen für ihre eigenen Projekte und Entdeckungen blind eingenommenen und darum die Macht der gegebenen Verhältnisse unterschätzenden Neuerern auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens notwendig gehen muß, — die Erfolge blieben weit hinter den Erwartungen und teilweise renommistischen Verheißungen zurück, soweit, daß schließlich nicht nur seine Feinde ihn für einen Schwindler erklärten und anseindeten.

Dennoch verblieb seinen Bestrebungen nicht unerheblicher dauernder Erfolg, indem danach die Bemühungen, das Lateinische aus seiner Alleinherrschaft zu verdrängen, nicht mehr abließen und, wie wir sehen werden, binnen nicht allzulanger Zeit zu relativ bedeutenden Erfolgen führten.

Der schon fünf Jahre nach dem ersten Auftreten des Ratichius jung dahinscheidende treffliche Helvicus hinterließ ein in lateinischer und deutscher Sprache abgefaßtes Werk über die „Sprachkünste", in dessen deutschem Teile er die gesamte Sprachwissenschaft zum erstenmal deutsch zu lehren versuchte. Seine Hinterbliebenen übergaben das Buch 1619 der Öffentlichkeit und bemerkten dazu in der Vorrede: „Bisher, vnd noch, seind in den Schulen der zarten angehenden Jugend die Sprachkuenste nicht in der angebornen Mutter- sondern Lateinischen Sprache, so derselben ganz ohnbekannt vnd eben als Grätisch vnd Türkisch ist, vorgetragen, vnd zwar nicht ohne der lieben Jugend große Verwirrung, Außmattung vnd Versemmuß. Dann ja keinem erwachsenen wohlverstendigen Menschen, geschweige anfangenden Knaben, ichtwas in fremder, ohnbekannter Sprach kann beigebracht werden. Solchem ohnersehlichem Schaden vorzubawen hat vnser nunmehr in Gott ruhender respective Ehevogg vnd Vatter Christophorus Helvicus mit großer langwaehtender Muehe, Zusehung seiner Gesundheit, vund nicht geringem ohnkosten den Anfaenglingen zu gutem die Sprachkuenste in vnser Teutsche Sprach vnd in ein fein einstimme Harmoni gebracht."

Auch andere Gelehrte beschritten die von Ratichius gewiesenen Bahnen. Unter ihnen ragt neben Helvicus der weimariische Generalsuperintendent Johannes Kronmayer hervor, der im Gegensatz zu den vorher erwähnten in lateinischer Sprache abgefaßten deutschen Grammatiken die erste deutsche Grammatik deutsch schrieb und 1618 erscheinen ließ.

Alle diese Bemühungen trugen für den Augenblick vielversprechende Früchte. Der Gedanke, daß die deutsche Sprache zur Grundlage alles Jugendunterrichts zu machen sei, drang u. a. in die heßische Schulordnung von 1618 und in die wei-



marische von 1619 ein; und er würde sich weiter Bahn gebrochen und das deutsche Volk wahrscheinlich rasch in der Kultur gefördert haben, wenn der unselige dreißigjährige Krieg nicht über dasselbe hereingebrochen wäre.

Was dieser schreckwürdigste aller Kriege das deutsche Volk gekostet hat an Blut und Leben, an materiellem und geistigen Gut, an intellektueller und moralischer Kraft ist unbeschreiblich und unberechenbar, — man mache sich getrost die ausschweifendsten Vorstellungen, deren man fähig ist, von der Einbuße, die unsere Vorfahren und wir und die nach uns kommenden Geschlechter durch dieses dreißigjährige Schlachten und Verwüsten erlitten haben, und man kann sicher sein, daß man hinter der Wirklichkeit noch zurückgeblieben ist.

Daß heut noch ein Deutschland existirt, daß es weder zerstückt und zu den Nachbarstaaten geschlagen, noch mehr in tausend Fetzen und Flicken zerrissen ist, daß das deutsche Volk nicht, wie z. B. Esten und Letten in den russischen Ostseeprovinzen, zu Heloten glücklicherer Nebenvölker degradiert ist, daß es endlich sogar ein deutsches Geistesleben gibt, welches dem aller andern Kulturvölker ebenbürtig ist, dies alles und noch vieles andere beweist zur staunenden Genugthuung des Kulturforschers die unverwundliche Kraft des Menschengewisses im allgemeinen und die ausgezeichnete physische und psychische Beanlagung der germanischen Rasse im besondern.

Mit dem dreißigjährigen Kriege, zumteil allerdings auch schon vorher, aber erst nach ihm mit verderbenbringender Gewalt, brach eine neue Gefahr über die deutsche Sprache herein, welche eben erst den Kampf wider jene die selbständige Geistesentwicklung unsers Volkes niederhaltende Uebergewalt des Lateinischen mit einiger Aussicht auf Erfolg begonnen hatte.

Diese Gefahr kam von der allgemeinen Verbreitung fremder und vorzugsweise französischer Sitte und Sprache in den vornehmen und nicht zum mindesten auch in den gelehrten Kreisen.

Zunächst begannen die protestantischen Höfe französisch zu reden, während die katholischen zu italienischen und spanischen Gewohnheiten und Sprache sich hinneigten; von den erstern drang die fremde Zunge in den gesammten mit einer Art Bildung sich brüstenden Adel und vornehmlich auch durch die seit Luthers Zeit von der Höhe ihrer Entwicklung wieder rasch hinabsinkende Kanzleisprache in den übrigen schriftkundigen Teil des Volkes.

Winnen kurzem, um die Mitte des 17. Jahrhunderts, war der Gipfel des Sprachverderbnisses erreicht. Ihr vollgerüstet und geschüttelt Maß hatte die unglückselige Kunst der Zeitungsschreiber, mit alleiniger Ausnahme derer von der frankfurter halbjährigen Zeitung, dazu beigetragen, eine Sorte von „Volksbildnern“, welche sich auch heute noch auf nichts besser verstehen als auf Sprachverhöhnung.

Eine 1644 zu Straßburg erschienene Schrift, „Der Deutschen Sprach Ehren-Kranz“, äußerte sich darüber folgendermaßen:

„Der Sprachverderber\*) ist nicht ohne Ursache auch über die Zeitungsschreiber entrüstet, daß sie so ungezwungen und ungezungen die teutsche Sprach mutwilligerweise verderben. Dann, lieber, wem schreiben sie die Zeitungen zu lesen? Nicht den Franzosen, dann sie das teutsche, so darinnen, in ihrer Sprach nit leiden, massen ihnen alle Zeitungen ganz französisch seyn müssen, nicht den Italiänern, nicht den Spaniern; sondern es geschicht dem ehlichen Teutschen zu Lieb! Aber was ist des, da so viel Französisch, Italienisch, Spanisch darinnen, daß solches kein Teutscher verstehen kan, und ist gewiß, welcher nicht auch in Französischem oder Italiänischem weiß, daß derselbe keine Zeitung verstehen kan.“

Daher ist nicht verwunderlich, daß Johann Fabrius von Gilden, ein berner Arzt, in der Vorrede zu seinem „Spiegel menschlichen Lebens“ klagen konnte:

„Unsre teutsche Sprach ist nicht dergestalt arm und bawfällg, wie sie etliche nachweise nummehr machen, die sie mit

\*) Das ist der Titel eines damals erschienenen, heute nicht mehr vorhandenen Buches.

Französischen und Italiänischen plegen also flicken, daß sie auch nicht ein kleines Briefflein fortschicken, es seye denn mit anderen Sprachen dermassen durchspickt, daß einer, der es will verstehen, fast in allen Sprachen der Christenheit bedürft erlanntuß haben, zu grosser schande und nachtheil vnserer teutschen Sprach, die in ihr solch vollkommenheit hat, daß sie auch alles, was da könnte fürfallen, gar wol kan andeuten und verständlich gnug ohne zuthuen anderer Sprachen zu verstehen geben.“

Klagen konnte man überhaupt genug hören während des ganzen 17. Jahrhunderts über den jammervollen Zustand der deutschen Sprache, Klagen und Spott und auch viel großtätige Versuche zu helfen, aber die Kraft und der Erfolg fehlte überall.

Deshalb brauche ich der vielen Vereinigungen nicht eingehender Erwähnung zu tun, die nach dem Muster und in dem Geiste der Fruchtbringenden Gesellschaft eingerichtet wurden, welche letztere auch den Namen des Palmenordens führte und 1617 in Weimar von durch Raticius angeregten Männern gegründet wurde. Sie hemmten bestenfalls um ein wenig das Verderben und hielten in etlicher Leute Kopf ein kleines Plätzchen offen für die Muttersprache, im Grunde aber war ihnen doch die Beschäftigung mit derselben nur eine Art Sport und eine willkommene Gelegenheit zu leerem Wichtigtuen und kindischer Ordensspielerei.

Dies alles zusammen: die geistige Hohlheit und das Wichtigtuen, die Vorliebe für den faden Krimskrams oft haarsträubend geschmackloser Ordensnamen, Ordensitel und Ordensstellungen, die häufig den Stempel der Albernheit tragenden Ergebnisse der sprachwissenschaftlichen Bemühungen — war übrigens nicht eine Schwäche, welche einzelnen Menschen oder bestimmten Ständen des deutschen Volkes eigentümlich gewesen wäre, sondern ein charakteristisches Kennzeichen des gesammten deutschen Geistes damaliger Zeit.

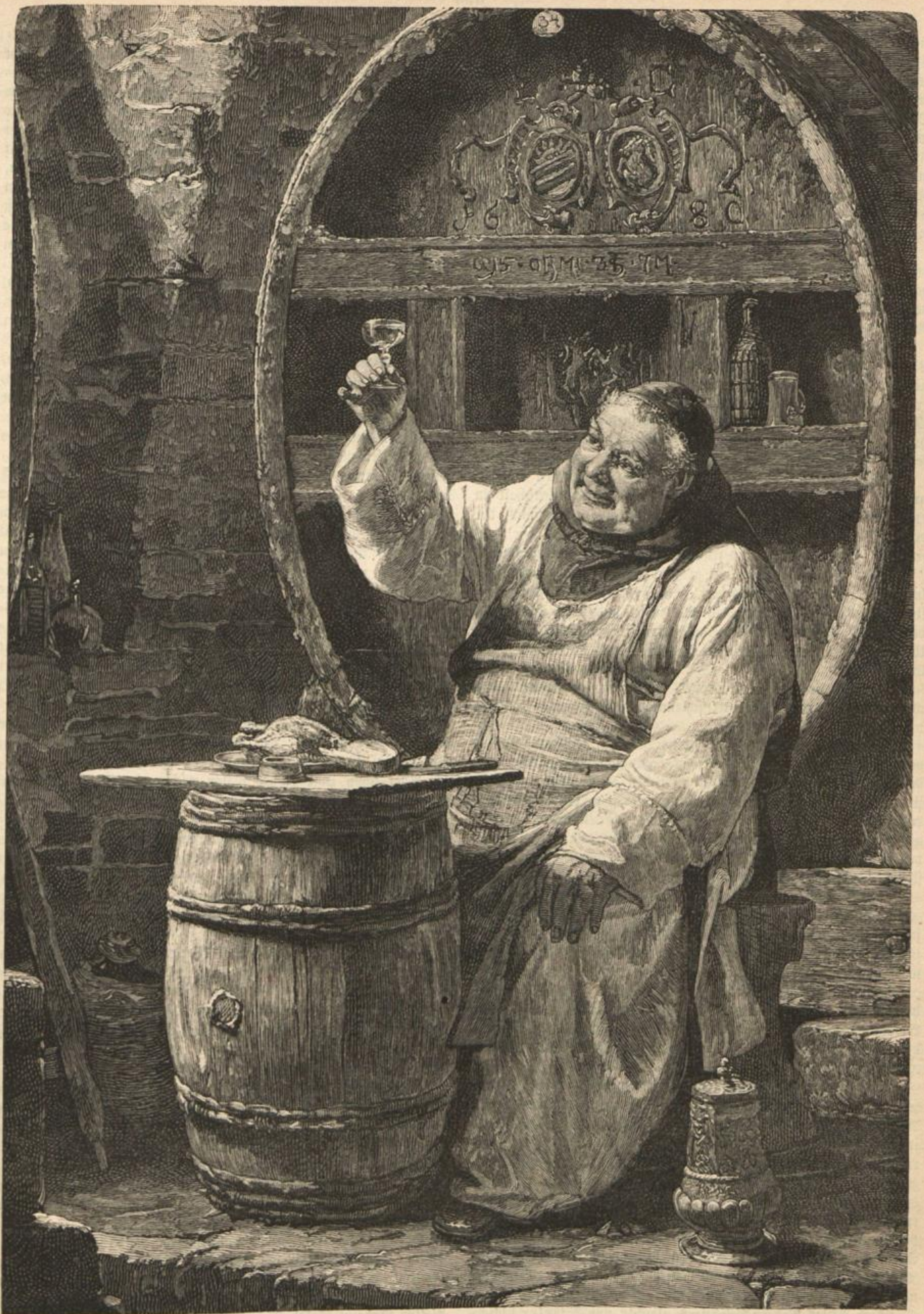
Darum leisteten die „hohen“ Herren des Palmenordens, der 1 König, 3 Kurfürsten, 4 Markgrafen, 8 Pfalzgrafen, 10 Landgrafen, 19 Fürsten, 60 Grafen, 35 Freiherrn und 450 gewöhnliche Adlige zu seinen Mitgliedern zählte, nicht mehr und nicht weniger, als die lange nicht so vornehme „Aufrichtige Zannengesellschaft“ des Kumpfer von Löwenfels oder die „Deutschgesamte Genossenschaft“ Philipp von Zesens, oder Harßdörffers „Blumenorden an der Pegnitz“, Rists „Elbschwanenorden“ u. s. w.

Bei allen war der Wille ganz gut, zumteil die Erkenntnis auch garnicht übel, wie bei Besen, der seinen erbitterten Krieg gegen den Fremdwörterballast führte, und bei Harßdörffer, welcher dem Fürsten unsterblichen Ruhm verhieß, der zuerst einen Professor der deutschen Sprache an seiner Universität anstellen werde, aber das Fleisch, oder vielmehr der Geist, die Schaffenskraft war viel zu schwach für das schwere Beginnen, der deutschen Sprache in Deutschland Anerkennung und die ihr gebührende Herrschaft zu erobern.

Auch die deutschen Grammatiken, welche im 17. Jahrhundert erschienen, ändern an diesem Urteil nichts. Ihre Verfasser, die Guerin, Girbert, Schottelius, Stieler, Morhof, Bödiker, Frisch und wie sie sonst alle heißen mögen, ließen zwar die durch Raticius aufgenommenen Bemühungen nicht einschlafen und vergessen werden, aber sie brachten sie um keinen wesentlichen Schritt vorwärts, sodas derjenige Grammatiker, von dem man die neueste Epoche in der wissenschaftlichen Behandlung der deutschen Sprache datiren kann, niemand anders ist, als der um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Höhepunkt seines Ruhms angelangte leipziger Professor Gottsched, ein Mann, der ebenso ungerechtfertigt anfänglich hochberühmt als später schmählich verspottet, verhöhnt und verachtet worden ist.

Gottsched war einer von den Menschen, die in ihrer Jugend mit ihrer Zeit fühlen und denken, Verständnis für sie und ihre geistigen Strömungen und Bedürfnisse haben, von Ehrgeiz sowohl als starkem Willen getrieben und getragen, sich ledlich allen Vorsichtigeren voran in die Fluten der Zeitbewegung stürzen und davorst nicht nur vornweg, sondern auch obenauf zu schwim-





Hell wie Gold! Nach dem Gemälde von Eduard Grüner.  
Nach einer Photographie aus dem Verlag von Franz Hanfjäger in München.



men verstehen. Dabei ging es ihm, wie allen glückgewöhnten Ehrgeizigen, deren Scharfsinn nicht noch größer ist als ihre gewaltige Eigenliebe, — als ihn die Weibrauchwolken des Ruhms umwogten, als ihn die Horde der Schmeichler, der Schwachköpfe und Urteilslosen für den gottbegnadeten Führer im Reigen der Geister ausrief, da meinte er nicht mehr, daß er mit dem Strome der Zeit geschwommen, sondern daß dieser mit ihm, ihm nachgeschossen sei. Er wähnte schließlich, er sei der Gesezgeber deutscher Sprache und Literatur, und wollte jeden züchtigen und vernichten, der seine Oberhoheit nicht anerkannte — nicht in seine Fußstapfen trat.

Daher der grimme Kampf gegen Gottsched, daher seine baldige notwendige Niederlage, daher all der Spott und Schimpf, der hergehoch über dem Manne zusammenschlug, so daß heute noch die meisten, welche von ihm etwas wissen, verächtlich die Achseln zucken, wenn sein Name erwähnt wird.

Wer sich jedoch ernstlich und vorurteilslos mit deutscher Literatur und Sprache befaßt, wird ihm erhebliche Verdienste nicht abschreiben können. So ist denn eben auch seine 1748 erschienene „Grundlegung einer deutschen Sprachkunst, Nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und jezigen Jahrhunderts abgefaßt“ das bedeutendste Werk seiner Zeit und auf seinem Gebiete.

Aufgebaut auf tüchtigem Studium auch der älteren Sprachquellen brachte dieses Buch die deutsche Sprachwissenschaft in enge Verbindung mit der gesammten Literatur und erschloß der ersteren damit in der That den Born, aus dem allein ihr stets frisches Leben zufließen und fröhliches Gedeihen erblühen konnte.

Dabei drang Gottsched mit größter Entschiedenheit auf Reinheit der Sprache, auf Klarheit und Deutlichkeit in der Darstellung, wie auf Würde des Ausdrucks und traf ebensowohl die Sprachmengerei als den gelehrten Periodenbau und den Unfug der Häufung bildlicher Ausdrücke mit seinem Verdammungsurteil.

Freilich lag es in seinem Wesen, daß er da, wo er Schranken niederriß und Unrat entfernte, schleunigst neue Grenzen zog und neuen Staub zusammenkehrte.

Die früheren Grammatiker hatten sich auf Luther, als die vornehmste Quelle neuhochdeutscher Sprache, mehr und mehr beschränkt; Gottsched wählte sich nicht den einen besten Schriftsteller, sondern die besten zu Mustern, aber die besten „des vorigen und jezigen Jahrhunderts“, d. h. die Literatur von noch nicht anderthalb Jahrhunderten, und schließt von den Mustern den bis dahin zweifellos fruchtbarsten neuhochdeutschen Schriftsteller, Luther selbst, ausdrücklich aus.

Luther, wie überhaupt alles, was vor Martin Opitz, dem gleich Gottsched, nur viel längere Zeit, toll überschätzten „schlesischen Schwan“, gedichtet und geschrieben wurde, war Gottsched zu rauh, nicht „lieblich“ und wohlklingend genug, und wurde deshalb zu den Älten der Sprachgeschichte gelegt.

Daneben erhob Gottsched den zu Ende des 17. Jahrhunderts schon zu einigem Ansehen gelangten, im Grunde komischen Aberglauben, das Neuhochdeutsche sei eigentlich nichts weiter als der „meißnische“ Dialekt, zu einer sprachwissenschaftlichen Grundwahrheit.

Der oben flüchtig erwähnte Kaspar von Stieler hatte seinen 1691 zu Nürnberg erschienenen „Sprachschatz“ dem Herzog Anton Ulrich von Braunschweig mit einer Zuschrift gewidmet, in der er von den „Chursächsischen Städten“ phantasiert, „worinnen die Hochdeutsche Sprache glücklich geboren, glücklicher erzogen und aufs glücklichste ausgeziet und geschmückt worden, auch noch täglich einen erneuerten und mehr lieblichen Glanz empfähet; Ich meine das prächtige Dresden und heilige Wittenberg und das Süßeste aller Städte, Leipzig, welches auch von ihrem Sprachenzucker, dem sonst salzichten Halle solch eine milde Beysteuer verehrt, daß es sich seiner Lehrlingschaft zu schämen nimmermehr Ursach finden wird.“

Trotz dieses Redezuckers glaubte nun Stieler schließlich doch selber nicht daran, daß die neuhochdeutsche Sprache eine Mundart sei; vielmehr war sie ihm, wenn er sich die Sache

recht überlegte, „eine durchgehende Reichshauptsprache“; Gottsched aber machte mit der Erhöhung des meißnisch-sächsischen Redefangs zu allein richtigem Deutsch bitteren Ernst, allerdings meint er, „der Pöbel“ spreche auch in den sächsischen Städten nicht gerade am aller schönsten, trotzdem aber hätten wir „in Deutschland ohne Zweifel der chursächsischen Residenzstadt Dresden, zumal des Hofes angenehme Mundart, mit den Sprachregeln und kritischen Beobachtungen verbinden müssen, die seit vielen Jahren in Leipzig gemacht und im Schreiben eingeföhret worden.“ Es ist daher auch kein Wunder, daß „die Regierung zweener allerdurchlauchtigster Auguste billig das goldne Alter unsrer Sprache genannt zu werden verdient.“

Wie Gottsched sich damit arg auf dem Holzwege befand, war zu jener Zeit so wenig offenbar, daß noch der nach ihm kommende größere deutsche Grammatiker Adelung ganz seiner Meinung war.

Ehe wir jedoch zu dem Nachfolger Gottscheds übergehen, werden wir gut tun, einen Blick auf die Fortschritte zu werfen, welche bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts die deutsche Sprache auf den Unterrichtsanstalten gemacht hatte.

Wir haben oben darauf hingewiesen, daß Gottsched — als Grammatiker nicht minder wie als Dichter und Kunstkritiker — mit dem Strome schwamm. In Wahrheit begann sich endlich in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts das geistige Leben in Deutschland wieder reger zu gestalten, sich wesentlich zu vertiefen und auf weitere Volkskreise zu verbreiten. Damit wuchs das Bedürfnis, die Muttersprache gründlich kennen zu lernen und mit ihrer Hilfe Eingang in das Reich der Wissenschaft zu erlangen. Dieses Bedürfnis erkannten einsichtige und weitblickende Gelehrte als berechtigt und unterstützenswert an.

Im Jahre 1684 war es noch ein gewaltiges Wagnis, eine Universitätsvorlesung in deutscher Sprache zu halten, wie es der wadere Jurist Christian Thomasius in Leipzig unternahm, und gar eine wissenschaftliche Zeitschrift deutsch geschrieben herauszugeben, war in dem darauf folgenden Jahre ein Unterfangen deselben Thomasius, das ihm notwendig vielseitige heftige Anfeindung eintragen mußte.

Aber schon zwei Jahre später erschien der große Aufsehen erregende Aufsatz des berühmten Philosophen Leibniz: „Unvergeßliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache“, worin er unter andern offen erklärte, daß die deutsche Sprache nicht etwa deswegen irgend einer andern nachstehe, weil sie durch den Gebrauch im Volke nicht genügend ausgebildet sei, sondern nur deswegen, weil sie von den höhern Ständen und besonders den Gelehrten so gröblich vernachlässigt worden sei.

Diese den Nagel auf den Kopf treffende Einsicht griff nun rasch um sich, also daß schon um 1711 bereits die meisten Professoren der Universität Halle ihrem Rektor — das war inzwischen der wegen seiner Freisinnigkeit von Leipzig vertriebene, dafür aber von dem preussischen Könige in Schutz und Anstellung genommene Thomasius geworden — im Gebrauche der deutschen Sprache bei ihren Vorlesungen nachsieferten.

Und ebenso wie in Halle, wo auch der bekannte Gründer des Waisenhauses August Hermann Franke für die Vermehrung der deutschen Sprachkenntnisse wirkte, brachte sich allerorts an den hervorragenden Stätten deutscher Jugendbildung die deutsche Sprache mehr und mehr zur Geltung.

In Braunschweig bemühte sich der verdienstvolle Rektor der Ratarinenschule Johann Andreas Fabrizius darum, in dem berühmten Schulorte tat es der Kollega Salomon Hentschel, in Berlin die bereits erwähnten Rektoren Bödiker und Frisch, an der hamburger Johannisschule der Kollega Hermann Waser, in Zeitz der Pastor Joh. Gottl. Vorsatz, auf der Schule zu Nürnberg der Rektor Feuerlein, in Marbach a. d. Mosel der Rektor Johann Jakob Schatz u. v. a. m.

Als nach alledem die tatkräftige, von übermäßigem Selbstgefühl gestachelte Tätigkeit Gottscheds und seiner Anhänger



kam, wurden die fanatischen Anhänger des lateinischen Unterrichts soweit aus dem Feld geschlagen, daß die Schulordnungen, welche im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts ans Tageslicht traten, die deutsche Sprache zur Unterrichtssprache erhoben und sie in die Reihe der Sprachen setzten, in welchen wissenschaftliche Unterweisung erteilt werden sollte.

So die „Erneuerte Schulordnung für die Chursächsischen drei Fürsten- und Landschulen Meißen, Grimma und Pforta“ vom Jahre 1773, in deren Abschnitt „Von dem Unterrichte in den Sprachen“ es heißt:

„Es sollen nebst der Uebung im Deutschen, vornehmlich die gelehrten Sprachen, als die lateinische, griechische und hebräische, getrieben werden.“

Und fernerhin wird darin ausgeführt:

„Je unentbehrlicher die Fähigkeit, sich in der Sprache unsres Vaterlandes wohl auszudrücken, zu den der menschlichen Gesellschaft zu leistenden Diensten ist, desto sorgfältiger müssen die Schüler frühzeitig angeführt werden, in ihrer Muttersprache richtig und angenehm zu reden und zu schreiben. Daher soll ihnen der Lehrer die Uebung in der deutschen Sprache sorgfältig empfehlen, und wenn sie hierzu eine, durch ihre erste Erziehung erlangte vorzügliche Geschicklichkeit zeigen, diese noch mehr auszubilden suchen. Dieser Endzweck wird aber nicht allein durch

die gewöhnlichen Uebersetzungen der griechischen und lateinischen Schriftsteller erreicht werden. Vielmehr soll der Lehrer, wenn der Schüler die deutsche Sprachkunst sich hinlänglich bekannt gemacht, die besten Werke der Nationalschriftsteller, welche die Beobachtung der Sprachlehre mit dem Reichtum und der Wahl der Redensarten und mit der Zierlichkeit des Ausdrucks am glücklichsten verbunden haben, fleißig mit ihm lesen, ihm den Bau der Perioden erklären, das Edle oder Ueble im Ausdrucke ihn bemerken lassen, und ihn auf die Wahl und den Gebrauch der Wörter und Redensarten aufmerksam machen.“

Auch auf den preußischen Gymnasien gelangte die deutsche Sprache um dieselbe Zeit zu der ihr gebührenden Anerkennung.

In der Kabinettsordre Friedrich II. über das Schulwesen vom Jahre 1778 findet sich eine Stelle, die auch darum interessant ist, weil sie direkt auf Gottscheds Bedeutung in der Angelegenheit der deutschen Sprache hinweist, zu einer Zeit, da im übrigen sein Stern längst erloschen und er selbst bereits 13 Jahre vorher verlassen und verkannt gestorben war.

„Eine gute teutsche Grammatik,“ lautet dieser Passus, „die die beste ist, muß auch bei den Schuhen gebraucht werden, es sey nun die Gottsched'sche oder eine andere, die zum besten ist.“

(Schluß folgt.)

## Das „zweite Gesicht“.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von A. Müller.

Es hat zu allen Zeiten, von der ägyptischen Priesterin bis zu Swedenborg und der Seherin von Prevorst herab, Personen gegeben, denen man die Fähigkeit, durch Raum und Zeit getrennte Ereignisse vorher zu verkünden, beigelegt hat. In der That werden uns manche Prophezeiungen gemeldet, die zwar das Gepräge des Wunderbaren und Geheimnisvollen besitzen, in den meisten Fällen sich aber ganz natürlich erklären lassen, wenn wir derartige Erscheinungen auf die Tätigkeit unseres Nervensystems, in welchem sie wurzeln, zurückführen. Solchen Personen, denen man die Gabe der Weissagung zuschrieb, waren stets sehr sensibler Natur, auf deutsch: ihr Nervensystem befand sich in einem überaus gereizten oder überreizten Zustande. Trifft nun eine in solch krankhaftem Zustande gemachte Vorhersagung wirklich ein, was unter tausend Fällen sicher wohl einmal geschehen wird, so erinnert man sich nach Jahren, ja nach Jahrhunderten nur dieser einen Begebenheit, während die 999 Fälle, in denen die Prophezeiung nicht zutraf, dem Gedächtnis entschwinden. Den Menschen zieht ja einmal das wunderbar Scheinende an, und besonders die große Menge, sowie Naturvölker, denen eine wissenschaftliche Erklärung der Erscheinung fehlt.

In seiner interessanten Abhandlung: „Swedenborg und der Aberglaube“ gibt Schleiden folgende einsichtsvolle Erklärung des Wunders:

„Das Nervensystem zerfällt zunächst in zwei große Abteilungen, von denen die eine, den wesentlichsten Teil des großen Gehirns umfassend, ausschließlich als körperliches Organ den Funktionen des Geistes dient, jede Seelentätigkeit, welcher Art sie auch sei, mit einer entsprechenden körperlichen Veränderung begleitet und ebenso durch seine Veränderungen eine entsprechende Vorstellung in der Sphäre unseres Bewußtseins hervorruft. In welcher Weise hier Geistiges und Körperliches miteinander verbunden sind, wie es möglich ist, daß beide aufeinander einwirken, ist uns ein unentzählbares Geheimnis und nur als in der Erscheinung gegebene Tatsache hinzunehmen. Die andere Abteilung besteht nur in der Nervenmasse, welche dazu bestimmt ist, einerseits mit dem Körper selbst und mit den physikalischen Verhältnissen der Außenwelt, andererseits aber mit jenem Organ des Geistes in Verbindung zu treten und eine Wechselwirkung des Geistes in Verbindung zu vermitteln. Diese Abteilungen umfaßt den Rest des ganzen Gehirns und die Nerven

selbst. Die Nerven werden von außen her zur Tätigkeit angeregt, und was sie anregt, nennen wir einen Reiz. Als solcher Reiz besteht nun auch für jede einzelne Nervenfaser die in einer andern Nervenfaser bereits angeregte Tätigkeit, und es kommt vielfach vor, daß sich die Tätigkeit eines Nerven, wenn sie nur stark genug ist, auf einen oder mehrere Nerven fortpflanzt, welche ursprünglich und unmittelbar gar nicht gereizt waren.

„Insbesondere findet dies Verhältnis zwischen den beiden oben erwähnten Abteilungen des Nervensystems statt. So werden z. B. die Fasern des Sehnerven von den sie treffenden Lichtwellen gereizt, und dieser Tätigkeitszustand pflanzt sich dann auf die Gehirnsfasern fort; dem entsprechend entsteht dann im Bewußtsein die Vorstellung eines äußeren Gegenstandes. Wenn wir einen Freund vor uns sehen, oder uns in der Abwesenheit seiner lebhaft erinnern, so sieht beidemale in unserm Bewußtsein die Vorstellung desselben. Die geringere Lebendigkeit der Vorstellung des abwesenden Freundes von dem des gegenwärtigen, die Möglichkeit, beide Vorstellungen von einander zu unterscheiden, beruht nur darauf, daß die Vorstellung des gegenwärtigen Freundes von einem entsprechenden Erregungszustande auch im Sehnerven, die andere dagegen nur von der Tätigkeit der Gehirnsfasern begleitet ist. Es kann aber die erwähnte Mitteilung des Reizzustandes auch den entgegengesetzten Weg nehmen. Durch krankhafte Zustände, mögen dieselben nun liegen, worin sie wollen, und wäre es nur eine Störung in dem Gleichgewicht der Nervenkraft in den einzelnen Teilen des Nervensystems, welche leicht durch einseitige Uebung bestimmter Gruppen von Nervenfäsern hervorgerufen wird, kann die Tätigkeit der Gehirnsfasern, welche die Vorstellung eines bestimmten Gegenstandes begleitet, so lebhaft werden, daß sie sich auf den Sehnerven fortpflanzt, und sowie dies geschieht, fällt für den Menschen die einzige Möglichkeit weg, die bloßen Produkte seiner Einbildungskraft von wirklich angeschauten Gegenständen unterscheiden zu können. Es tritt das ein, was man wissenschaftlich als Hallucinationen oder Sinnesstäufung bezeichnet. Der Mensch sieht Gegenstände mit völliger Lebhaftigkeit und Wahrheit, die gleichwohl nicht vorhanden sind, er hört Stimmen, wo niemand redet, und die Spiele seines eignen Geistes werden ihm auf diese Weise plötzlich zu äußern Vorgängen, bei denen er bloß ein untätiger Zeuge zu sein glaubt.“

In Schottland, wo die erwähnte sensitive Veranlagung häufig



vorkommen soll, glaubt das Volk fest an die Gabe der Voraus-  
sagung, oder richtiger der Voraussicht von Ereignissen, die fast  
zu derselben oder nächstfolgenden Zeit an räumlich entfernten  
Orten passiren und nennt diese s. g. Begabung „das zweite  
Gesicht.“ Die nachfolgende kleine Erzählung einer wahren Be-  
gebenheit findet bei einiger Uebersetzung und bei Berücksich-  
tigung der obigen Ausführungen leicht ihre natürliche Er-  
klärung. —

Der Kampf, welcher im Jahre 1775 zwischen den nord-  
amerikanischen Kolonien und dem Mutterlande entbrannte, und  
in welchem leider auch Deutsche, von deutschen Fürsten an Eng-  
land verschachert, teilnehmen mußten, ward auf beiden Seiten  
mit großer Erbitterung, von Seiten des royalistischen Englands  
aber mit einer Grausamkeit und Schonungslosigkeit gegen die  
„Rebellen“ geführt, welche für alle Zeiten die Kriegsführung der  
Engländer mit Schmach bedecken und ein düsteres Blatt in  
der Geschichte der Vereinigten Staaten bleiben wird.

Nicht zufrieden mit der Verwendung europäischer Streit-  
kräfte, hatte England die wilden Indianerstämme, die damals  
noch im Osten der Vereinigten Staaten ihre Wohnsitze und  
Jagdgründe hatten, aufgereizt und mit europäischen Führern  
versehen, die nun in ihrer ganzen Wildheit und Grausamkeit  
sich auf die vereinzeltten Ansiedlungen warfen, durch die Nieder-  
setzung von tausenden wehrloser Ansiedler, selbst den Säug-  
ling nicht schonend, ihren Blutdurst stillten. Namentlich waren  
es zwei royalistische Vandalen: Brant und Kapitän Butler,  
die sich den einzelnen Ansiedlungen und selbst größeren Nieder-  
lassungen furchtbar machten. Infolge dessen hatte man früh-  
zeitig die Niederlassung Cherry-Valley im Bezirk von New-  
York als Verteidigungsplatz und Zufluchtsort für die Bewohner  
der zerstreuten und exponirten einzelnen Ansiedlungen aus-  
gewählt, Blockhäuser und ein Fort zum Schutze der Bewohner  
errichtet. Dahin zogen sich die Ansiedler mit ihren Familien  
zurück zu gegenseitigem Schutze und zur Verteidigung.

Unter den Familien, die eine Zuflucht dort gefunden, befand  
sich auch die des Kapitän Lindsay, eines früheren britischen  
Offiziers, eines tapferen und mutigen Mannes, der nur auf  
die Bitten seines Weibes hin seine einige Meilen entfernte  
einsame Farm mit dem sichern Fort vertauscht hatte. Kapitän  
Lindsay war ein entschlossener, in sich gefehrter Mann, dessen  
Sprache und Manieren jedoch den Mann von Bildung ver-  
rieten; auch seine Frau, obschon schlicht und einfach, ließ die ge-  
bildete Dame nicht verkennen.

Lange Zeit hielten die benachbarten Ansiedler seinen Gang  
zur Einsamkeit und zum Abenteuerlichen für den einzigen Grund  
des Wagnisses, seine Familie allen Gefahren und Entbehrungen  
des Grenzlebens ausgesetzt zu haben, bis ein aus Lindsays  
Heimat in den schottischen Hochlanden stammender Einwanderer  
Aufklärung brachte. Lindsay, ein junger, leidenschaftlicher Offizier,  
war einst bei einem Bechgelage mit einem Kameraden in Streit  
geraten, der, durch halbtrunkene Bechgenossen geschürt, mit einem  
Zweikampf endete, in welchem Lindsays Gegner fiel. Eilige  
Flucht sicherte ihn vor der Strenge des Gesetzes; viel härter  
als die gesetzliche war jedoch die moralische Strafe, die ihn traf,  
da er bald die Gewißheit erlangte, daß er bei dem Streite im  
Unrecht gewesen war. Um einigermaßen seine Schuld zu sühnen,  
überließ er der Wittve des durch ihn gefallenen Freundes auf  
die Zeit seines Lebens sein ganzes väterliches, sehr bedeutendes  
Vermögen und wanderte mit seiner Familie und einem alten  
Diener, dessen Hochlandstreue seinen Herrn auch im Unglücke  
nicht verließ, nach Amerika aus.

In gerechter Würdigung der Schwermut und des Trüb-  
sinnis ihres Gatten war ihm seine Frau ohne Zögern in die  
freiwillige Verbannung gefolgt, obschon die Abwesenheit der  
Niederlassung und die Einsamkeit der Wildnis ihr Gemüt be-  
drückte. Schön war die neue Heimat gelegen, eine kleine Farm  
in einem herrlichen Tale, von dichtbewaldeten Bergen rings  
umgeben, das Wohnhaus zwar eng und klein, aber freundlich  
und behaglich und von prächtigen Bäumen überragt. Unter der  
Sorgfalt der Frau Lindsay entstand bald ein kleiner Garten,

dessen heimatische Pflanzen die Erinnerung an die aufgegebenen  
Heimat wach erhielten.

Zur Zeit ihres Aufenthaltes im Fort bestand die Familie  
Lindsay außer den beiden Gatten aus drei Söhnen und einer  
kleinen, erst in Amerika geborenen Tochter, dem treuen Diener  
David und einer Magd. Douglas, der älteste der Knaben,  
war ein großer und braver, wenn auch etwas eigenwilliger  
Junge von dreizehn Jahren, der Liebling und der Stolz seiner  
Mutter, weil er ihr Herz am lebhaftesten an ihren Gatten in  
seinen glücklichen Tagen erinnerte; der zweite, August, war ein  
zarter Knabe von neun Jahren, äußerst gefühlvoll und reizbar  
von Natur. Schon frühzeitig hatten sich bei dem Kinde Symp-  
tome einer krankhaften Nerventätigkeit gezeigt, die mehr und  
mehr einen eigentümlichen Charakter annahm. Lebhaftige Träume  
beunruhigten den Schlaf des Kindes und seine erregte Phantasie  
zauberte ihm Bilder vor, die oftmals zu Tatsachen sich gestal-  
teten. So konnte es nicht fehlen, daß seine abergläubische  
Umgebung dem Kinde die Gabe des zweiten Gesichtes zuschrieb,  
und es zwar mit einer gewissen ehrfürchtigen Scheu betrachtete,  
mit einer geheimen Furcht aber den hübschen, stillen und nach-  
denklichen Knaben mied.

Archie, der Jüngste, seiner Vaters Liebling, war ein derber  
rotwangiger Knabe mit hellen Augen und lockigem Haar, fünf  
Jahre alt, während Effie, das kleine Mädchen, noch an der  
Brust der Mutter lag, eine kleine, rosige Knospe, die Freude  
und der Trost für ihrer Mutter bekümmertes Herz.

Im Frühjahr des Jahres 1778 also hatte sich die Familie  
auf Veranlassung der Frau Lindsay in den Schutz des Forts  
nach Cherry-Valley begeben, obschon Kapitän Lindsay, der in  
dem entbrannten Kampfe völlige Neutralität beobachtete, vor den  
Angriffen der Indianer und sonstigen Streifparteien sicher zu  
sein glaubte. In dem Fort fand namentlich Douglas, dem  
anfänglich die Uebersiedelung nicht behagte, gar bald eine uner-  
wartete Anregung und Beschäftigung. Zum erstenmale seit  
Jahren traf er wieder mit einer Anzahl von Knaben seines  
Alters zusammen, von denen damals nicht wenige im Fort ver-  
sammelt waren, und bald nahmen deren Spiele infolge der  
augenblicklichen Lage und Umgebung einen militärischen Charakter  
an. Douglas, als Sohn eines Soldaten von früher her mit  
den militärischen Evolutionen und Kommandos vertraut, ward  
bald der Führer der jungen Kriegereschaar, sein Bruder aber zu  
seinem Lieutenant ernannt, obschon er weniger Geschmac an  
dem militärischen Treiben fand.

Daß auch der Aufenthalt im Fort für die Flüchtlinge nicht  
ganz sicher, sollte sich bald zeigen. An einem schönen Maitage  
hatte sich der oben erwähnte Indianerführer Brant mit einem  
großen Teile seiner Bande auf einem Hügel in der Nähe des  
Fort's im Walde verborgen gelagert, um dasselbe, dessen Be-  
satzung er für schwach hielt, zu überrumpeln. Zufällig hielten  
an jenem Morgen die kleinen Soldaten ihre militärischen  
Übungen beim Fort ab. Brant, der dieselbe aus der Ferne  
für Erwachsene hielt und über ihre unverhoffte Stärke sehr er-  
staunt war, wagte infolge dessen nicht das Fort anzugreifen,  
sondern beschloß den Angriff zu verschieben, bis er durch seine  
Späher sichere Kunde über die Stärke des Platzes eingezogen. Er  
führte daher seine Krieger etwa eine halbe Meile nordwärts von  
Cherry-Valley zurück, wo er in der Nähe des vom Fort nach dem  
Mohawksfluß führenden Weges sich im Walde hinter Felsen und  
Bäumen verbarg, so daß er den Weg vollständig beherrschen konnte.

Ohne Zweifel hatte er davon Nachricht erhalten, daß ein  
amerikanischer Offizier an jenem Morgen vom Fort Plain den  
Mohawksfluß herabgeritten war, um Cherry-Valley zu besichtigen,  
und daß seine Rückkehr möglicherweise vor Abend noch zu er-  
warten sei. Die Sendung dieses Offiziers hatte den Zweck,  
die Garnison des Forts zu benachrichtigen, daß am folgenden  
Tage ein Milizregiment im Fort Quartier nehmen würde.  
Lieutenant Woodville, so war der Name des Offiziers, war ein  
junger Mann, den die Natur mit reichen Gaben ausgestattet  
und dessen edles, ritterliches Wesen ihm die Herzen seiner  
ganzen Umgebung gewann.



Dieser junge Offizier hatte sich im Kreise von Bekannten im Fort so lange aufgehalten, daß ihn dieselben, um seine Sicherheit besorgt, zu überreden suchten, die Nacht im Fort zu bleiben. Allein lachend schwang er sich auf sein Pferd und warf, fortwährend noch von den Bitten der Zurückbleibenden, die ihn vor den herumstreifenden Indianerbanden warnten, vom Pferde herab einem seiner Freunde seinen Mantelsack mit den Worten zu: „Den will ich morgen wieder mitnehmen.“

Unter den Umstehenden, und zwar ganz in der vordersten Reihe, befand sich auch Douglas und neben ihm sein schützterner Bruder August, der mit sichtlicher Bewunderung den schönen jungen Offizier und dessen mutiges Roß betrachtete.

Plötzlich fuhr der Knabe mit der Hand über die Augen, ward starr und marmorbleich und brach hierauf zusammenschauernd in Tränen aus. Bevor noch jemand ihn nach der Ursache der plötzlichen Aufregung fragen konnte, riß er sich von der Hand seines Bruders los und stürzte zu dem jungen Offizier hin, dessen Fuß er umschlang. „Sie müssen hier bleiben, Herr, wo Sie in Sicherheit sind; um Gotteswillen, gehen Sie nicht, man will Sie töten!“ rief das Kind in leidenschaftlicher Erregung.

„Wer, mein kleiner Freund, will mich töten?“ fragte freundlich der junge Mann den Knaben, betroffen von dem schmerzlichen Ausdruck in den Zügen des Kindes.

„Die Indianer,“ war die Antwort, „erwarten Sie an jenem düstern, schrecklichen Orte in der Nähe des Wasserfalls!“

„Woher weißt du denn das, lieber Junge?“ fragte lächelnd der Offizier.

„Ich sah sie,“ entgegnete August leise.

„Du sahst sie? Wann denn?“

„Jetzt eben; ich sah die Indianer so deutlich, wie ich Sie jetzt erblicke. Sie dürfen nicht fort und Ihr Leben in Gefahr setzen, denn im Waldesdunkel lauern sie Ihnen auf.“

„Was ist's mit dem Kinde?“ wandte sich Woodville fragend an einen der ihn umstehenden Bekannten.

Mit einer bezeichnenden Geberde deutete der Befragte nach der Stirn. Sanft legte der Offizier die Hand aufs Haupt des Kindes und sprach:

„Aber ich muß fort, kleiner Unglücksprophet! Indianer oder nicht, ein Soldat muß tun, wie ihm befohlen; trockne deine Tränen, mein Kind, ich werde dir bei meiner Rückkehr eine schöne Feder auf deinen Soldatenhut mitbringen.“

„Bis morgen also lebt wohl!“ wandte er sich an die umstehenden Bekannten, und versuchte sanft die Hand des Knaben von dem Steigbügel zu lösen. Allein krampfhaft klammerte sich dieser unter lautem Schluchzen daran fest, bis sein Vater ihn mit Gewalt von dem Pferde entfernte und hinwegtrug.

Nach allen Seiten grüßend sprengte der junge Mann davon; ein leichter Schatten lag auf seinem sonst so heiteren Gesicht.

Inzwischen ruhte der kleine August schluchzend in den Armen seiner Mutter, die vergeblich ihn zu trösten und zu beruhigen versuchte. So lag er eine geraume Zeit ohne ein Wort zu sprechen. Mit einem lauten Schrei plötzlich emporfahrend rief er:

„Da, da, die Indianer! — O, Mutter, sie haben ihn getötet; ich sah ihn vom Pferde stürzen und sehe ihn noch zwischen den Bäumen liegen. Blut rinnt ihm vom Kopfe auf seine Kleider. Ach, Mutter, ich konnte ihm nicht helfen, denn er glaubte mir nicht!“

Zimmer leiser weinend schlief er endlich in den Armen seiner Mutter ein. Wenige Minuten später sprengte das ledige Roß Woodvilles mit Blut und Staub bedeckt zurück. Am nächsten Morgen fand man den entseelten Körper in dem düstern Pässe an den Fellen des Takaharawa durch eine Kugel getötet und skalpirt. —

Dies traurige Ereignis hatte zur Folge, daß man den kleinen August mit einer gewissen abergläubischen Scheu betrachtete, die sich auch auf die ganze Familie übertrug, und daß man den Verkehr mit derselben mehr und mehr mied. Da die augenblickliche Ruhe der Landschaft viele Familien zur Rückkehr in ihre alten Wohnstätten ermutigte, so beschloßen auch Lindsay

und seine Frau, durch die Stimmung der Ansiedler in Cherry-Bally unangenehm berührt, der schützenden Kolonie den Rücken zu kehren.

Ihre Besingung fanden sie unverfehrt in demselben Zustande, in welchem sie dieselbe vor drei Monaten verlassen, und bald bewegte sich ihr tägliches Leben in den ruhigen Kreisen wie vordem. Die beiden ältesten Söhne halfen ihrem Vater und dem treuen Diener bei der Feldarbeit, zu welchem die beiden Männer niemals unbewaffnet sich begaben.

An einem schönen Herbsttage hatten die beiden Knaben um die Erlaubnis gebeten in dem etwa eine Stunde entfernten Strome fischen zu dürfen. Der kleine Archie bat seine Brüder, ihn mitzunehmen, allein sie ließen davon, das Kind in Tränen zurücklassend. An einer Biegung des Wegs sah der jüngere August nochmals zurück, und ward durch den Anblick des weinenden Kindes so bewegt, daß er zu seinem älteren Bruder sagte:

„Ach, Douglas, laß uns den kleinen Archie mitnehmen, sieh, wie das arme Kind schluchzt.“

„Nein, er wird uns nur die Fische verschrecken und wir können nicht warten, komm schnell!“

Ohne Aufenthalt setzten sie ihren Weg fort und kamen bald an das Ufer des Stromes, Douglas froh und heiter, Angus still und in sich gekehrt.

„Douglas“, hub er nach einer Weile an, „ich bringe die traurige Miene des armen Archie nicht aus dem Sinn; ich wollte doch wir hätten ihn mitgenommen!“

„Zerbrich dir den Kopf nicht länger über Archie, sondern paß lieber auf deine Fische auf,“ war des älteren ärgerliche Antwort.

August verstummte, schwermütig war sein Blick auf den Wasserspiegel gerichtet. So saß er geraume Zeit schweigend, während Douglas sich ganz der Freude des Angelns hingab.

Mit einem lauten Schrei sprang August plötzlich empor.

„Was hast du schon wieder,“ rief der Ältere unmutig, „du hast mir die schönste Forelle verschreckt!“

„Ich habe Archie's Gesichtchen im Wasser gesehen, bleich und entstellt,“ war des vor Entsetzen zitternden Knaben Antwort.

„Dein eigenes Gesicht hast du im Wasserspiegel erblickt, nicht Archie's, der ja  $\frac{1}{2}$  Meile von uns entfernt ist,“ lachte Douglas.

„Ich kann mir nicht helfen, aber ich glaube wirklich es war Archie's hübsches Gesicht,“ entgegnete August.

„Sieh' Douglas, da kommt es wieder, und Vater und David und die Indianer!“

Ausschreiend brach der Knabe zusammen. Nachdem Douglas durch Besprengen mit kaltem Wasser den Bruder endlich wieder zu sich gebracht, widerstand er nicht länger dessen Bitten und trat, selbst sehr erregt, den zitternden Knaben stützend, den Heimweg an.

Als sie sich dem Waldsaume näherten bot sich ihnen ein Anblick dar, welcher den beiden Knaben das Blut erstarren machte: das väterliche Haus stand in hellen Flammen, umtanzt von einer Bande feindlicher Wilden, deren entsetzliches Kriegsgelächter den Knaben in die Ohren gellte. Eilig flohen sie in den Wald zurück und verbargen sich im dichtesten Gebüsch, schluchzend vor Schmerz und Schrecken.

„O Bruder,“ flüsterte August endlich, „ich habe die Mutter gesehen und Eva und Jenny, sie sind gerettet, in den Büschen gleich uns.“

„Und siehst du denn nicht den Vater und Archie?“ fragte Douglas leise.

„Nein, Douglas“ antwortete der Knabe, „ich kann sie nicht mehr sehen. Ach, sie werden tot sein!“

„Das glaube ich nicht,“ tröstete der Ältere, „Vater und David hatten ihre Gewehre bei sich; einen tapferen Soldaten als den Vater gibt es nicht und David steht ihm treulich zur Seite.“ So lagen sie in ihrem Versteck unter leisem Schluchzen, bis das Geschrei der Wilden allmählich verstummte und mit der Dämmerung tiefes Schweigen die Landschaft bedeckte. Endlich wagten sie sich aus ihrem Versteck hervor, vorsichtig dem Orte



zueilend, wo sie ihren Vater nebst David und den kleinen Bruder bei der Feldarbeit verlassen hatten.

Dort fanden sie denn auch die Gefochten — sämtlich erschlagen. In stiller Ruhe lagen sie da, der treue Diener auf seines Herren Kniee, der kleine Bruder, der augenscheinlich am längsten am Leben geblieben, in den Armen seines Vaters, den er selbst mit seinen kleinen Armen umschlungen hielt. Von Schmerz überwältigt sanken die beiden Knaben an den leblosen Körpern der teuern Todten nieder, die kein Kuß, keine Tränen, keine Liebkosungen mehr ins Leben zurückrufen konnten. Der aufgehende Mond beleuchtete ein trauriges Bild: über die teuren Toten, deren glanzlose Augen geisterhaft in dem blassen Lichte erglänzten, hingestreckt die beiden trostlosen Knaben, verwaist und von tiefstem Grame gebeugt durch den Tod des Vaters und des geliebten kleinen Bruders. Endlich senkte sich auf ihre ermüdeten Augenlider die Ruhe und der tröstende Schlaf schloß sie in seine Arme. Hoch stand die Sonne am Himmelszelt als sie erwachten — zu neuem Schmerz, zu neuen Tränen! Nachdem der erneute Ausbruch tiefen Schmerzes vorüber, ermannte sich der Aeltere zuerst. „Komm, August, es hilft nichts, uns länger dem Schmerze hinzugeben, laß uns nach dem Fort zurückkehren, vielleicht, daß wir dort die Mutter nebst unserm Schwesterchen und Jenny wiederfinden, da du sie als gerettet erblickt hast.“

„Aber was sollen wir mit diesen hier anfangen?“ fragte August; sollen wir sie so liegen lassen?“

„Sie zu begraben sind wir zu schwach,“ entgegnete Douglas, „allein wir wollen sie mit Zweigen und Blättern bedecken. Sind wir erst im Fort angelangt, dann werden die Soldaten schon für das Begräbniß des Vaters, des kleinen Archie und des treuen David sorgen.“

Kaum hatten sich die verwaisten Knaben erhoben, um die Körper ihrer lieben Toten zu bedecken, als der schwächere August wieder zusammenbrach. „Mir wirds so schwach, lieber Bruder,“ hauchte er, „ich glaube ich sterbe auch.“

„Dich macht der Hunger schwach,“ entgegnete Douglas traurig; „aber wo sollen wir etwas zu essen finden?“

In diesem Augenblicke fiel sein Blick auf die kleine Tasche, unweit der Toten, in welcher die Feldarbeiter das Frühstück mit hinauszunehmen pflegen, und in der er auch die Ueberreste des gestrigen Frühstücks vorfand. Etwas gestärkt durch die seit länger als 24 Stunden entbehrte Nahrung begannen sie ihr trauriges Geschäft. Zu schwach, um dieselben fortbewegen zu können, ließen sie die Toten in derselben Stellung, in welcher sie dieselben gefunden, und bedeckten sie mit Baumzweigen und Blättern, so daß sie von den Blicken der Menschen völlig verborgen waren.

Nachdem sie noch die Ruine des niedergebrannten Hauses und den anstoßenden Garten sorgfältig durchsucht, und hierauf ihre Tasche mit den reifen Früchten eines Apfelbaums gefüllt hatten, traten sie ihren Marsch nach dem Fort an, voll Hoffnung, die vermißten Angehörigen dort unverfehrt wiederzufinden.

Sie hatten etwa  $\frac{1}{2}$  Meile auf dem düstern und gewundenen Waldpfade zurückgelegt, als sie vor sich das Geräusch von Fußritten und Stimmen vernahmen. Von plötzlichem Schrecken ergriffen, und nur von dem Gedanken an die Wilden erfüllt, flohen die beiden Knaben ohne jegliche Besinnung, im tiefsten Dickicht des Waldes Schutz suchend. In ihrer Verwirrung hatte keiner auf die Richtung, in der sie geflohen, Acht gehabt, und so fanden sie, als sie nach eingetretener Ruhe den Pfad wieder gewinnen wollten, daß sie denselben gänzlich verloren hatten. Es blieb ihnen daher nichts übrig, als in der Richtung, in der sie das Fort vermuteten, aufs Geratewohl weiter zu wandern. Allein die Nacht überraschte sie in dem düstern Walde, aus dem sie keinen Ausweg gefunden, und endlich sanken sie ermüdet hin, und schliefen in kindlichem Vertrauen auf den Schutz des Höchsten ein.

Am frühen Morgen ward Douglas durch eine Berührung an der Schulter aus dem Schlafe geweckt. Erschrocken sprang

er auf und sah sich dem gefürchteten Mohikanerhäuptling Brant mit einem Haufen seiner Krieger gegenüber, die mit wilden Blicken die jungen Blafgesichter betrachteten.

„Wer seid Ihr?“ fragte der Häuptling rauh.

„Ich bin Douglas Lindsay, und dies ist mein Bruder August,“ erwiderte der Knabe.

„Ist Kapitän Lindsay euer Vater?“ fuhr der Krieger fort.

„Er war unser Vater,“ antwortete Douglas in Tränen ausbrechend, „und ihr wißt dies selbst am besten, da ihr ihn ermordet habt, und den alten David und unsern kleinen Archie, ihr Teufel!“

„Du irrst dich,“ sprach Brant, „wir ermordeten deinen Vater nicht, und es tut mir wirklich leid, daß ich dies höre. Er war ein braver Mann, der nie mit den Rebellen gemeinsame Sache machte, und dem ich meinen Schutz versprochen hatte. Jedenfalls sind es Butlers Leute gewesen, die ihn getödet. Ich hätte ihn mit meinem eigenen Leben geschützt und werde auch seinen Kindern meinen Schutz angebeden lassen. Wohin wollt Ihr denn wandern?“ fuhr er fort.

„Nach dem Fort,“ fiel der kleine August ein, „vielleicht finden wir dort die Mutter, die kleine Eva und Jenny wieder. O, bring uns dahin, wenn es nicht zu weit ist, Master Tayendewaga, wir sind ganz vom Wege abgekommen!“

Als Brant, der aus einer englischen Familie abstammte und in seiner Erscheinung wenig Indianisches hatte, sich bei seinem indianischen Namen anreden hörte, antwortete er lächelnd: „Das wird nicht schwer sein, denn Cherry-Valley liegt ganz in der Nähe, jenseits jenes Hügels. Kommt ich will euch führen.“

Nach einem kurzen Befehl an seine Leute ihn zu erwarten, wandte er sich mit seinen jungen Begleitern dem erwähnten Hügel zu, von dessen Spitze er denselben bald die Niederlassung zeigen konnte.

„Dort liegt Cherry-Valley; weiter kann ich nicht mitgehen, aber ich werde so lange hier warten, bis ich euch in Sicherheit sehe. Sagt eurer Mutter, daß Brant ihren braven Gatten nicht getödet habe, und daß er das traurige Ereignis tief bedauere. Lebt wohl!“

Mit Worten der höchsten Dankbarkeit schieden die Kinder von ihm, und waren bald in der Ansiedlung in Sicherheit. —

Die Schicksale der Mistress Lindsay sind bald erzählt. An jenem schrecklichen Morgen hörte sie plötzlich Schüsse und sah vom Fenster ihrer Wohnung aus dem kurzen Kampfe mit den Wilden zu. Der schreckliche Anblick benahm ihr anfangs alle Ueberlegung — allein das Weinen ihres Säuglings riß sie rasch aus ihrer Erstarrung; nur ein Gedanke beherrschte sie: — die Rettung des Kindes! In fliegender Hast riß sie den Säugling aus der Wiege und stürzte sich, von der Dienerin gefolgt in das nahe Dickicht, in welchem sie sich so gut verborgen, daß sie unentdeckt blieb, obgleich der Schein der Flamme des brennenden Hauses und das Geheul der Wilden bis zu ihrem Versteck drang. Als diese das niedergebrannte Haus und die Ansiedlung verließen, kamen sie so nahe an dem Versteck der beiden Frauen vorüber, daß letztere die Fußtritte derselben hören konnten. Wie heiß dankte die arme Mutter dem Geschick, daß das Kind ruhig an ihrer Brust schlief und durch keinen Laut sie verriet!

Erst gegen Abend wagten sie ihr Versteck zu verlassen und kamen endlich gegen Mitternacht in Cherry-Valley an, wo sie liebevoll im Fort aufgenommen wurden. Am andern Tage begab sich eine Anzahl Soldaten nach der zerstörten Ansiedlung, den Toten die letzte Ehre zu erweisen. Nachdem sie den Kapitän Lindsay, den kleinen Archie sammt dem treuen Diener begraben und vergeblich die vermißten Knaben gesucht, kehrten sie nach dem Fort zurück. Wahrscheinlich war es diese Abteilung, deren Schritte Douglas und August von dem Pfade in das Dickicht des Waldes geschleucht hatten.

Zwischen Gram und Hoffnung geteilt, erwartete Frau Lindsay die Rückkehr der Soldaten, die ihr weder Gewißheit noch Trost brachte. Unter der Obhut der treuen Dienerin war sie am Abend endlich ermattet in Schlaf gesunken. So hatte sie lange



unruhig geschlummert, als süße Ruhe sie endlich überkam, und das sanfte Lächeln ihres Gesichts erkennen ließ, daß ein Traum heitere Bilder an ihrer Seele vorüberführte. Mit den ersten Sonnenstrahlen erwacht, sprang sie von ihrem Lager empor, um nach einem Blicke auf ihre Umgebung in heiße Tränen ausbrechend auf dasselbe zurückzusinken.

„O, Jenny“ sprach sie endlich, „ich hatte einen so beseligenden Traum. Ich sah meine beiden Knaben im Sonnenscheine den Hügel herabkommen, Douglas und August! Aber sie werden nie wiederkehren,“ rief sie gramersfüllt.

So lag sie lange Zeit weinend auf dem Lager in tiefstem Schmerze, den das schöne Traumbild erneuert. Endlich erhob sie sich:

„Öffne das Fenster Jenny, damit ich den Hügel im Sonnenlichte sehen kann!“

## Karl Marx.

(Portrait S. 386.)

Im fernem nebligen London, im freiwilligen Exil, ist der berühmte Nationalökonom gestorben, dessen Wiege an den sonnigen Ufern der Mosel gestanden. Er hatte sich in das englische Wesen eingelebt und wollte nicht mehr in das alte Vaterland zurückkehren, dessen politische und ökonomische Zustände er so oft mit großer Schärfe kritisiert hatte. Manchmal mag ihm das Exil bitter erschienen sein. Er wollte unabhängig bleiben, und dazu war für diesen Mann und diesen Geist Alt-England allerdings geeigneter denn Neu-Deutschland.

Das Urteil der Zeitgenossenschaft insgesammt über Karl Marx ist sicherlich noch kein abgeschlossenes wie bei denen, die ihm näher gestanden haben; zweifellos aber wird die Zukunft erkennen lassen, wie bedeutend die Wirksamkeit und der Einfluß dieses merkwürdigen Mannes gewesen sind. Marx ging ganz und gar seinen eigenen Weg, und daher mag es zu einem großen Teil gekommen sein, daß ihm so viele Feinde in allen politischen Lagern erwachsen. Aber mit seinen Feinden wuchs auch seine eigene Bedeutung, wie dies immer geht. Er konnte sich bei seinen Lebzeiten einmal einen der bestgeachteten Männer nennen. Nun er gestorben, hat er auf allen Seiten ein wohlwollendes Urteil gefunden, wohlwollender, als er wohl niemals selbst erwartet hatte.

Karl Marx wurde am 2. Mai 1818 zu Trier geboren als der Sohn eines preussischen Advokaten (nicht Oberbergrats), der vom Judentum zum Christentum übergetreten war, weshalb auch Karl Marx häufig als „Jude“ bezeichnet wurde. Der junge Marx studierte Philosophie und Nationalökonomie, konnte sich aber nicht entschließen, in Staatsdienste zu treten. Er strebte vielmehr nach einer unabhängigen politischen und literarischen Tätigkeit. 1841 erschienen von ihm in der „Rheinischen Zeitung“ zu Köln eine Reihe von Artikeln, die ungemeines Aufsehen erregten. Sie behandelten zwar nur die für die Masse nicht sehr interessanten Verhandlungen des Provinziallandtags der Rheinprovinz, aber die Schärfe und Kühnheit, mit der sie geschrieben waren, trugen einen solchen Reiz der Neuheit an sich, daß man überall von diesen Aufsätzen sprach. Auch die Regierung wurde auf die Artikel aufmerksam und die „Rheinische Zeitung“ hatte schwere Verfolgungen zu bestehen.

Dem jungen Marx wurde es bald in Deutschland zu enge und er begab sich nach Paris, wo er mit Arnold Ruge und Heinrich Heine befreundet wurde. Er beteiligte sich mit diesen an literarischen Unternehmungen (deutsch-französische Jahrbücher etc.), wurde aber im Jahre 1845 mit einem Ausweisungsbefehl seitens der französischen Regierung bedacht. Von Paris ging Marx nach Brüssel. Um diese Zeit erschien auch seine Streitschrift gegen Proudhon, welcher letztere eine „Philosophie des Elends“ herausgegeben hatte und dem Marx nun mit einem beißenden „Elend der Philosophie“ antwortete.

1848 kehrte Marx, der auch in Belgien von politischen und behördlichen Verfolgungen keineswegs verschont geblieben war, nach Deutschland zurück und ließ sich in Köln nieder, wo er mit einer Anzahl von gleichgesinnten jungen Männern die „Neue Rheinische Zeitung“ herausgab. Dieses Blatt, zu dessen Mitarbeitern u. a. Friedrich Engels, Ferdinand Freiligrath, Schapper, Kittinghausen und Dronke zählten, nannte sich „Organ der Demokratie“, stand aber durch seinen äzend scharfen Inhalt im Gegensatz zu allen andern Parteien. Die Angriffe der „Neuen Rheinischen Zeitung“ gegen die Regierungen und das Frankfurter Parlament (auch gegen die Linke desselben) erregten viel Aufsehen. Die Regierung ließ das Blatt verfolgen, doch ohne etwas zu erreichen. Als im Mai 1849 über Köln der Belagerungszustand verhängt wurde, verbot ein Gouvernementsbefehl die „Neue Rheinische Zeitung“. Marx, dessen Stellung nunmehr unhaltbar geworden war, verließ Deutschland, um in Paris seinen Aufenthalt zu nehmen. Von dort abermals ausgewiesen, ging er nach London, wo er zunächst wieder seinen nationalökonomischen Studien oblag. Bald darauf erschien auch seine Schrift: „Der 18. Brumaire Louis Napoleon Bonapartes“, in

So fand sie lange, das liebevolle Bild der sonnigen Landschaft betrachtend.

„Es ist alles so, wie im Traume,“ hub sie an, „das goldene Kornfeld auf der einen Seite, dort der düstere Föhrenwald, der Himmel blau und so herrlich darüber in rosigem Scheine die Wolken, das freundliche Sonnenlicht über die ganze Landschaft ausgegossen, und — dort, Jenny! und dort, gütiger Gott — meine beiden Knaben!“ —

Nach wenigen Tagen nebegab sich Frau Lindsay mit den Wiedergefundenen nach New-York und kehrte nach Beendigung des Krieges zu ihren Verwandten nach Schottland zurück. In der frischen Luft des Hochlands kräftigte sich die zarte Gesundheit des kleinen August mehr und mehr, und damit verschwand auch bei dem Knaben die geheimnisvolle Gabe des „zweiten Gesichts.“

welcher Napoleon und sein Streben nach der Alleinherrschaft einer äußerst bitteren Kritik unterzogen wurden.

Als erste Frucht der nationalökonomischen Arbeiten von Marx erschien 1859 ein Buch, betitelt: „Zur Kritik der politischen Ökonomie“, das namentlich in den Kreisen der Nationalökonomien von Fach ein bedeutendes Aufsehen erregte. Dies Werk enthält eine Menge neuer und scharfsinniger Forschungen und mußte umso mehr das öffentliche Interesse auf sich lenken, als es mit Geist und Kühnheit dem Hergebrachten in der Nationalökonomie den Krieg erklärte und ganz neue Bahnen, namentlich in bezug auf eine neue Werttheorie, einschlug.

Von diesem Moment an datirt der große Einfluß von Karl Marx auf die Entwicklung der neueren Nationalökonomie. Während man den Politiker Marx auf allen Seiten bekämpfte, gab es nur sehr wenige, die es unternahmen, die Richtigkeit seiner Forschungen und die Bedeutung der von ihm aufgestellten Grundsätze anzuzweifeln. Fast unbewußt, kann man sagen, folgte die moderne Nationalökonomie den Bahnen, die ihr Marx vorgezeichnet hatte, und heutzutage steht seine Autorität unbestritten da. Es geht häufig so, daß eine Anschauung sich innerlich durchbricht, während sie äußerlich bekämpft wird.

Der wissenschaftliche Ruf von Karl Marx stieg noch höher, als der erste Band seines Hauptwerkes: „Das Kapital, Kritik der politischen Ökonomie,“ erschien. Dies Werk, das im Jahre 1867 in Hamburg herauskam, machte noch weit mehr Aufsehen, als die früher angeführte sozialökonomische Schrift. Die Forschungen von Marx über die Entstehung der Werte waren hier weit mehr ausgedehnt und mit einem großartigen Material belegt; außer den eigentlichen wissenschaftlichen Forschungen enthält das Werk eine in ihrer Art einzige Sammlung von Tatsachen über die Entwicklung der englischen Arbeiter- und Fabrikgesetzgebung und über die Zustände in der englischen Arbeiterwelt überhaupt. Man erfuhr zum erstenmal in zusammenhängender Darstellung, wie sich die wirtschaftlich-sozialen Verhältnisse Englands in so eigentümlicher Weise entwickeln konnten.

Wenn Marx durch seine politische Tätigkeit sich auch zu einem der „bestgeachteten“ Männer machte, so blieb doch seine wissenschaftliche Bedeutung auf gleicher Höhe. Seine Forschungen setze er unermüdet fort. Der zweite Band seines Hauptwerkes: „Das Kapital,“ das ursprünglich auf 3 Bände angelegt war, erschien indessen nicht, trotzdem er oft angekündigt wurde. Marx war ein sehr gründlicher Arbeiter und pflegte das von ihm Geschriebene umzuarbeiten, so oft sich ihm andere Gesichtspunkte eröffneten. Dieser Umstand sowie eine mit dem Alter zunehmende Kränklichkeit haben verhindert, daß eine Fortsetzung des großen Werkes erschienen ist, ein Verlust für die sozialökonomischen Wissenschaften, den man nur im höchsten Grade bedauern kann.

Die persönlichen Verhältnisse von Karl Marx waren keine glänzenden, namentlich als in seinen letzten Jahren seine Kränklichkeit überhand nahm. Lange Jahre war er Mitarbeiter der New-Yorker Tribune; später mußte er diese Arbeit aufgeben. Marx war sehr glücklich verheiratet mit Jenny von Westphalen, der Schwester des bekannten Reaktionsministers, einer lebenswürdigen, hingebenden und mutigen Frau, die alle Stürme seines Lebens tapfer mit ihm bestanden hat. Sie starb vor ihm, und der Verlust der treuen Gefährtin, sowie einer seiner drei Töchter, drückte Marx in seiner letzten Lebenszeit so sehr nieder, daß die Aussicht auf eine Erholung immer mehr schwand. Am 14. März ist Karl Marx zu London gestorben.

Marx war eine durchaus lebenswürdige Persönlichkeit und im Umgang keineswegs „gallig“, wie man aus seinen Schriften hat schließen wollen. Dabei war er ein musterhafter Gatte und Vater.

Was man in allen Kreisen über seine politischen und sozialen Anschauungen auch denken mag — die Achtung und Anerkennung hat diesem großen Geiste voll Fleiß und Schaffenskraft an seinem Grabe sein Jahrhundert nicht verjagt.



Die Ausgrabungen auf dem Forum Romanum in Rom. (Illustration s. S. 373.) Was in unseren Städten der Marktplatz ist, das war den alten Römern ihr Forum. Fast jede Stadt hatte ihr Forum, das die Gestalt eines länglichen Vierecks hatte und teils zum Verkehr, teils zu öffentlichen Verhandlungen diente. Die Stadt Rom hatte mehrere Fora, unter denen das älteste und größte das Forum Romanum war, der Mittelpunkt des römischen Lebens, die erinnerungsreichste und bedeutendste Stelle der antiken Welt. Es zog sich nordwestlich vom Fuße des palatinischen Hügels als ein längliches nach Osten sich verzweigendes Rechteck. Schon Tarquinius Priscus (der fünfte unter den sieben Königen Roms) ließ nach Livius um dasselbe Hallen anlegen, zwischen denen dann Kaufleute ihre Buden und Gewölbe (tabernae), besonders die Wechsel ihre Wechselbuden oder Tische (argentariae oder mensae) aufschlugen. Im Laufe der Zeit wurde es mit einer Menge von Prachtbauten umgeben. Auf dem Forum befanden sich außerdem verschiedene kleinere Altäre, alte Denkmäler, zahlreiche Statuen, namentlich in der Umgebung der Rednerbühne. Auf dem Comitium (dem zur Abhaltung der Volksversammlungen bestimmten Teil des Forums) war das Tribunal, die erhöhte Bühne, auf welcher der Prätor zu Gericht saß. Durch diese und andere Bauten wurde der Raum beträchtlich eingeengt, weshalb es bei den hier abgehaltenen Volksversammlungen oft eng genug zugegangen sein mag, wie auch bei den öffentlichen Spielen, welche abgesehen von den Firkusspielen, bis auf die Kaiserzeit auf dem Forum abgehalten zu werden pflegten. Hier brachte auch der vornehme Römer eine bestimmte Zeit des Tages (vor Tische) zu, um Geld- oder Rechtsgeschäfte abzumachen, an den gerichtlichen Verhandlungen teilzunehmen, Neuigkeiten zu hören u. dgl. Aber auch der gemeine Römer fand sich da ein, um sich von den Vornehmen um seine Stimme angehen zu lassen, besonders aber um den müßigen Zuschauer abzugeben, namentlich gegen Abend, wo Wahrsager und andere Gaukler ihr Wesen trieben. Mit dem Verfall der Republik brachen ganz besonders über diesen Platz die Verwüstungen herein, welche die Völkerwanderung mit sich brachte; das Forum wurde früh vom Schutt der zerstörten Gebäude zugedeckt, fand aber eben dadurch einen freilich traurigen Schutz vor weiterer Zerstörung und eine Möglichkeit einstigen Wiederauflebens. Die Schuttmasse erreichte allmählich eine Höhe von 8—9 Meter. Alte und neue Gebäude standen wirr durcheinander; was frei blieb wurde zu einem Viehplatz, dem campo vacchino, der den ganzen Tag erfüllt war von den mit Heu, Stroh u. s. f. beladenen Karren der zur Stadtfahrenden Bauern und Hirten mit ihren zerklümperten Fäden und spizen Hüten und nicht widerlörnte vom Getöse einer Volksversammlung, sondern vom leidenschaftlichen Geschrei der Moraspieler (mora ital. gerade oder ungerade). Jetzt ist der Platz gesäubert, der aus Lavaböden und Travertinplatten bestehende Boden ist wieder aufgedeckt; anstatt des campo vacchino lautet die Inschrift zwischen dem kapitolischen und palatinischen Hügel „Foro Romano“. Eine systematische Ausgrabung begann am Ende des vorigen Jahrhunderts seit der französischen Okkupation. Auch mehrere Päpste zeigten ein lebhaftes Interesse. Im Jahre 1848 wurde die jüdische Basilika (Basiliken nannte man die großen mit doppelten Säulengängen — Hallen — gezierten Prachtgebäude am Forum, die zu Gerichtssitzungen und Geschäften der Kaufleute bestimmt waren) aufgedeckt. Eine bedeutungsvolle Epoche dieser Arbeiten datiert vom Jahre 1870, von der Annetirung Roms an Italien, seit welcher Zeit viel erreicht worden ist. Schaut man jetzt vom Kapitol aus südwärts, so beherrscht man, wie einst in antiker Zeit, die ganze Fülle der auf engem Raum zuammengedrängten welthistorischen Monumente, mit ihrer malerischen Begrenzung durch die dunkelbelaubten Höhen des Palatins zur Rechten, die Ruinenmasse der Konstantinbasilika zur Linken und das gewaltige Rund des Kolosseums im Hintergrund, über welches die blauen Albanerberge herübergrühen. Vor ungefähr einem halben Jahre ist mit der Begräbung eines Straßendamms begonnen worden, welcher den vollen Genuß der auf unserer Abbildung dargestellten nördlichen, an bedeutenden und malerischen Bauresten besonders reichen Forumpartie beeinträchtigte. Hier stehen am Fuße des kapitolinischen Bergs der marmorne Portikus der Zwölfgötter, der Tempel des Vespasian mit seinen drei erhaltenen Säulen und der nur im Unterbau noch vorhandene Konkordiatempel, vor dem letzteren der Triumphbogen des Septimius Severus und vor dem Vespasiantempel der noch acht mächtige Graffitssäulen besitzende Tempel des Saturn. Zwischen diesen heiligen Gebäuden windet sich die Via Sacra (heilige Straße) nach dem Kapitol empor.

„Ueberfall“ und „Kinderquadrille“. (Zu den Bildern auf Seite 377 und 381.) Albert Hendschel, einer der hervorragendsten Genre-maler der Gegenwart, ist am 9. Juli 1834 in Frankfurt a. M. geboren. Seine ersten Genrebilder, romantischen Inhalts, hatten nur mäßigen Erfolg, wie: „der Wirtin Töchterlein“ nach Umland, „der Geiger von Gmünd“ nach Just. Kerner, „Aschenbrödel“, „der zerbrochene Krug“ und die Aquarelle zu „Göz von Berlichingen“. Einen beispiellosen Erfolg hatte dagegen sein durch die Wahrheit der Empfindung, charaktervolle Gestalten und schlagenden Humor ausgezeichnetes, im Laufe der Jahre gesammeltes und photographisch vervielfältigtes Skizzenbuch (1872—1873), Szenen aus dem Stuben- und Straßenleben, besonders der Kinderwelt. Auf gleicher Höhe steht sein neuestes Werk: „Lose Blätter“, dem unsere beiden Bilder entnommen sind und welches eines gleichen Erfolges sicher sein darf.

### Pfäffleins Zechgedanken.

In Reimen von Semper Notnagel.

(Zu dem Bilde S. 389.)

Als unser Herrgott die Reben gemacht,  
Was hat er dabei zu erstreben gedacht?  
Ich denke: er sah all die Not und Qual,  
Die uns plagt im irdischen Jammertal,  
Und wie wir in unserm Denken und Handeln  
Gar selten die Pfade der Tugend wandeln.  
Da dacht er: Es haben die Erdentoren  
Längst an den Himmel den Glauben verloren,  
Sie wären glücklich, gut und gesund,  
So sie sicher der himmlischen Seligkeit.  
Flugs sandt er vom Aethertrone her  
Der Sonnenstrahlen unzähliges Heer,  
Auf daß sie der Reben Saft und Saft  
Erfüllten mit zauberischer Götterkraft.  
Die haben ihres Amtes gewaltet,  
Und so hat sich alles herrlich gestaltet:  
Fühlt einer im irdischen Jammertal,  
Anjezo zu arg des Lebens Qual,  
So schlürft er im Wein  
Erlösung ein;  
Denn der Herrgott gab uns den funkelnden Becher  
Als Glaubenserweder und Sorgenbrecher;  
Er will, — daß wir von Nöten enthoben leben, —  
Im Wein ew'ger Seligkeit — Proben geben.

### Rebus.



Auflösung des Rebus in Nr. 14:

Nichts ist nachteiliger als Unentschiedenheit.

Inhalt: Vom Baume der Erkenntnis. Roman von J. Faded. (Fortsetzung.) — Die Theorie des Professors Gustav Jäger. Von Dr. D. Pastor. — Aus Brasilien. II. Originalbericht von Antonio Schneider zu Curitiba in der Provinz Parana. (Schluß.) — Zu Raffaels 400jährigem Geburtstag. Von Dr. Richard Ernst. — Allerlei aus der Geschichte der deutschen Sprache. Von Bruno Geiser. (Fortsetzung.) — Das „zweite Gesicht“. Nach einer wahren Begebenheit erzählt von A. Müller. — Karl Marx. (Mit Porträt.) — Die Ausgrabungen auf dem Forum Romanum in Rom. (Mit Illustration.) — „Ueberfall“ und „Kinderquadrille“. (Mit Illustration.) — Pfäffleins Zechgedanken. (Mit Illustration.) — Rebus. — Redaktionskorrespondenz. — Mannichfaltiges. — Gemeinnütziges.

Mit dieser Nummer beginnt das III. Quartal des 8. Jahrganges der „Neuen Welt“. Die geehrten Post-Abonnenten werden ersucht, die Bestellungen ungesäumt aufzugeben, damit keine Unterbrechung in der Zustellung des Blattes eintritt.

Die Expedition der „Neuen Welt“.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. Redaktion: Neue Weinsteige 23. — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von J. G. W. Diez in Stuttgart.